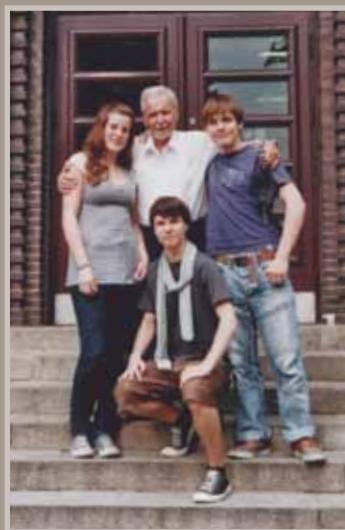




My sister Ruth and I transferred to the Jahnschule when it opened. I was 11 and my sister was 9 years old. We left Hamburg in December of 1934. Unfortunately we did not get away far enough, and after living in Switzerland, Prague and Holland we were trapped. Our mother and three grand-

parents were killed in Auschwitz. ① Keep doing, remembering and educating. Thank you. ② Ich möchte Ihnen mitteilen, dass ich Ihre Forschungen sehr anerkenne. Obwohl ich nicht gern den Verlauf meines Lebens schildere, würde ich Ihnen natürlich behilflich sein. ③ SHALOM. Unfortunately Eli passed away on the 20th last June. Eli had to quit school when the Nazis took over. As boy of 13 he was transferred to Sweden on 1939 together with his sister Chana. Quite on the last moment. Their parents were sent to Chelumno death camp and killed upon arrival on 15.5.1942. ④ Ich möchte meine Anerkennung für euer Wirken zum Ausdruck bringen. Ich bin selbst ein Schüler in Hamburg gewesen und habe die »Kristallnacht« miterlebt. Konnte Gott sei Dank dem Schlimmsten entkommen. Ein Satz, den ich neulich las: »Entscheidend ist, was man den (dem?) Menschen ist.« Ich würde sagen: dem Mitmenschen. Lebt man nur für sich selbst, vergeudet man seine Zeit. Wünsche euch viel Erfolg in eurem Leben. ⑤ I would like to thank all of you for doing such projects which, we all hope, will help make sure things will not repeat again. I think it would be wise to have one stone for all those who were not killed by the Nazis, but had suffered because of them. I have heard my mother and my father telling us of the terrible experiences they went through, getting to a new and completely different surroundings. ⑥



»Steine des Anstoßes – An- und Innehalten«

Ein Projekt der Ida Ehre Schule



»Steine des Anstoßes – An- und Innehalten«

Ein Projekt der Ida Ehre Schule

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

als ich im Jahre 2008 der Schulleiterin der Ida Ehre Schule, Helga Wendland, von meiner Idee berichtete, einen Antrag bei der Körber-Stiftung im Rahmen von ANSTIFTEN! (50 Impulse für Hamburg) zu stellen, war Sie sofort einverstanden, dieses Projekt gemeinsam mit dem *Ida Ehre Kulturverein* an der *Ida Ehre Schule* zu verwirklichen.

Das Projekt »Steine des Anstoßes – An- und Innehalten« – läuft nun seit drei Jahren und ist ein fester Bestandteil des Unterrichts. In diesem Projekt forschen Schülerinnen und Schüler nach Verfolgten und Opfern des Regimes der Nationalsozialisten und setzen »Stolpersteine«. So wurde 2010 ein Stolperstein für die ehemalige Schülerin Renate Eva Freimuth vor der Ida Ehre Schule in der Bogenstraße gesetzt. Über ihr Schicksal ist in dieser Broschüre zu lesen.

Besonderer Dank geht an die Projektleitung: Inge Mandos (Lehrerin der Ida Ehre Schule), Manfred Kuhn (ehem. Lehrer der Ida Ehre Schule und Vorstandsmitglied des Ida Ehre Kulturvereins) und seit kurzem Oliver Thron (ebenfalls Lehrer der Ida Ehre Schule und Vorstandsmitglied des Ida Ehre Kulturvereins), sowie an Erika Hirsch (Gedenk- und Bildungsstätte Israelitische Töchterschule/Hamburger Volkshochschule) in beratender Unterstützung.

Mit großem Engagement haben sie dieses Projekt in den vergangenen drei Jahren vorangebracht

und viele andere Kolleginnen und Kollegen eingebunden.

Inzwischen hat das Projekt eine große Bedeutung für die Schule. In allen Jahrgängen gibt es Unterrichtsbausteine dazu. Mit verschiedenen Kooperationspartnern aus dem Stadtteil arbeitet die Schule zusammen, und selbst der seit 24 Jahren bestehende Chinaaustausch befasste sich mit den jüdischen Flüchtlingen nach Shanghai zur Zeit des Nationalsozialismus. Wir sind sicher, dass das Projekt für die Schule wichtig ist, denn wir mussten lernen, dass die damalige Jahnschule nichts zum Schutze ihrer jüdischen Schülerinnen und Schüler getan hat.

Die Ihnen vorliegende Broschüre soll keinen Abschluss darstellen; sie soll anregen zum Weiterarbeiten. Nicht nur die bisher im Curriculum verankerten Projekte sollen nachhaltig durchgeführt und verbessert werden, wir freuen uns, wenn zum Thema Verfolgung weitere Projekte entstehen.

Helga Wendland

Hansjürgen Menzel-Prachner

Das Projekt »Steine des Anstoßes –

Es gibt eine Vorgeschichte zu dem Projekt. 1983 erarbeitete eine Klasse (Holger Schwetttscher) anlässlich einer Friedensprojektwoche eine Rallye durch das jüdische Grindelviertel. 1984 erschien zum 50-jährigen Bestehen unserer Schule eine Denkschrift »50 Jahre Jahnschule«, die Ergebnisse von historischen Nachforschungen enthielt und den Namen der Schule kritisch hinterfragte (Gudula Mebus, Thomas Littmann, Karl-Heinz Mellar). »Die rasenden Reporter des Jahrgangs 8« (Holger Schwetttscher) forschten auch nach der Vergangenheit und brachten eine Schülerfestschrift heraus. 1993 erforschte ein Geschichts-Leistungskurs die wenig rühmliche Vergangenheit des Gebäudes Lehmweg (vgl. Seite 31).

Mit der im Jahr 2000 erfolgten Änderung des Schulnamens »Jahnschule« in »Ida Ehre Gesamtschule« – heute »Ida Ehre Schule« – war bereits eine intensive Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der Schule wieder aufgenommen worden. Denn der Namensgeber, der sog. »Turnvater« Jahn, sollte zur Schulgründung 1934 durchaus für ein nationalistisches Schulprogramm stehen. Die bewusste Abkehr von dieser Anbindung an eine Tradition, die mit Jahn bis weit ins 19. Jahrhundert verankert war, ist mit den Schülerinnen und Schülern und der Lehrer- und Elternschaft breit diskutiert worden. Die Wahl der jüdischen Schauspielerin und Intendantin Ida Ehre als neue Namensgeberin war das konsequente Ergebnis dieser Auseinandersetzung.

Der Ida Ehre Kulturverein, der sich im Zuge der Umbenennung 2001 gegründet hatte, schlug 2008 vor, das Schicksal jüdischer Schülerinnen und Schüler der damaligen Jahnschule in Zusammenarbeit von Schülern und Lehrern zu erforschen. 2009 gelang es, das Projekt in die Förderung ANSTIFTEN! einzubringen, sodass neben der Unterstützung durch den Ida Ehre Kulturverein die finanzielle Ausstattung durch die *Körper-Stiftung* und das Partnerunternehmen *Ludwig & Partner Hamburg* den Erfolg befördert und abgesichert hat. In der Folge bildete sich eine Arbeitsgruppe aus Schülerinnen und Schülern der Mittel- und Oberstufe, die sich über zwei Jahre zusammen mit den Projektleitern aus der Lehrerschaft für die Sache engagierten.

Wer waren die Verfolgten?

Der erste Schwerpunkt des Projekts war das Auffinden der jüdischen Schülerinnen und Schüler. Der Turnwart der Schule, Rudolf Fehling, Parteimitglied der NSDAP und einer der aggressiven Propagandisten der NS-Ideologie an der Schule, meinte bei Schulgründung bis zu fünfzig dieser »unerwünschten« Menschen vermuten zu können (Seite 56). Nicht zuletzt auf sein Betreiben hin erklärte die Jahnschule bereits 1935, dass sie keine jüdischen Schüler mehr aufnehmen werde; der Hamburger Senat beschloss erst 1938, alle jüdischen Schülerin-

An- und Innehalten«

nen und Schüler von den staatlichen Schulen auszuschließen. Ein Vergleich der Schülerlisten der ersten beiden Jahre mit den Listen der späteren Jahrgänge der Talmud-Tora-Schule und der Israelitischen Töchterschule in der Karolinenstraße ließ die Namen der von der Schule vertriebenen Schülerinnen und Schüler erkennbar werden. Von da aus vervollständigte sich der Überblick, durch die Kontakte mit Zeitzeugen kamen weitere Informationen hinzu. Bisher sind uns vierzehn ehemalige Schülerinnen und Schüler jüdischer Herkunft namentlich bekannt, elf davon konnten wir ausfindig machen.

Der zweite Schwerpunkt und das Hauptziel des bisherigen Projekts war die Erschließung der Biografien der verfolgten Schülerinnen und Schüler. Hier stand der vielfältige Kontakt zu den jüdischen und weiteren Zeitzeugen im Mittelpunkt (Seite 12ff.). Am 9. November 2010 wurde der »Stein des Anstoßes« für die 1942 in Chelmno ermordete Schülerin Renate Freimuth vor dem Haupteingang der Ida Ehre Schule verlegt, ein Jahr später brachte eine Gedenkveranstaltung vor der Schule das Schicksal von Renate Freimuth der Schülerschaft und der Nachbarschaft zu Bewusstsein (Seite 54ff.).

Ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit ergab sich unmittelbar aus diesen Nachforschungen: Wir wollten das jüdische Leben in dem Stadtteil, in dem die Schule liegt, und im benachbarten Grindelviertel in Erinnerung rufen und die Schülerinnen und Schüler mit der Vergangenheit ihrer eigenen Umgebung be-



SchülerInnen des 5. Jahrgangs vor der Ida Ehre Schule

kannt machen. Und es gilt Lehren aus der Vernichtung des kulturellen Lebens zu ziehen. Verschiedene Initiativen setzen sich damit in der Gegenwart auseinander.

Das Projekt ist mit dieser Broschüre nicht abgeschlossen. Unser Ziel ist es, die Auseinandersetzung mit der Gründungszeit der Schule unter der Herrschaft der Nationalsozialisten im Unterricht zu verankern. Dieser Prozess ist durch das Projekt deutlich vorangekommen (vgl. S. 40ff.). Jede Schülerin und jeder Schüler der Ida Ehre Schule sollte im Laufe der Schulzeit die Gelegenheit haben, sich diese Zeit, ihre Menschen und ihre Lebensschicksale so anschaulich und eindringlich wie möglich vor Augen zu führen. Das öffnet das Ganze in die Zukunft. Weitere Nachforschungen und Erkenntnisse, auch zu anderen politisch Verfolgten der Vergangenheit und Gegenwart, werden die jeweiligen einzelnen Unterrichtsprojekte bereichern und aktualisieren können. Das Projekt ist erfüllt, wenn die Ida Ehre Schule sich dies als eine ihrer ständigen Aufgaben vornimmt und umsetzt.

Manfred Kuhn

UNSERE SUCHE

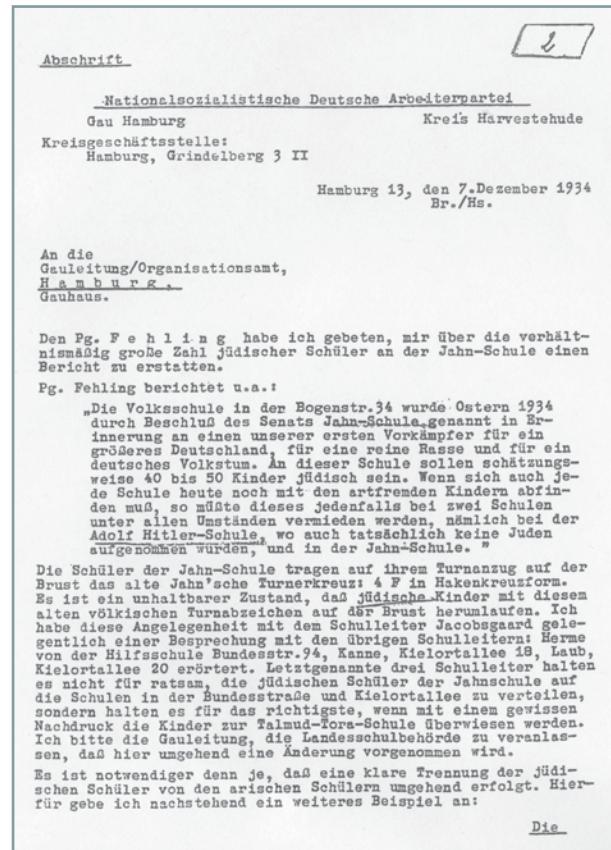
Wo blieben die jüdischen Schülerinnen und Schüler der Jahn-Schule? Schüler forschen.

Ausgangspunkt unserer Recherche war ein Schreiben der Zeitzeugin und ehemaligen Jahn-Schülerin Steffi Wittenberg, das folgenden Auszug von 1934 aus einem Schreiben der NSDAP, Gau Hamburg, Kreis Harvestehude, enthielt. Darin wird der »Turnwart« der Jahn-Schule zitiert:

»Die Volksschule in der Bogenstraße 34 wurde Ostern 1934 durch Beschluß des Senats Jahn-Schule genannt in Erinnerung an einen unserer ersten Vorkämpfer für ein größeres Deutschland, für eine reine Rasse und für ein deutsches Volkstum. An dieser Schule sollen schätzungsweise 40–50 Kinder jüdisch sein. Wenn sich auch jede Schule heute noch mit den artfremden Kindern abfinden muß, so müßten diese jedenfalls bei zwei Schulen unter allen Umständen vermieden werden, nämlich bei der Adolf-Hitler-Schule, wo auch tatsächlich keine Juden aufgenommen wurden, und in der Jahn-Schule.«

Herr Fehling hatte für seine Zwecke übertrieben. Anderen Quellen zufolge gab es genau 29 Schülerinnen und Schüler »nicht arischer« Herkunft. Gleichwohl verfügte bereits am 2. März 1935 die Lan-

Quelle: »Die Schule«. Vortrag Barbara Vogel vom 30.10.1997 an der Jahn-Schule; »Wo Wurzeln waren ...« Juden in Eimsbüttel 1933–1945, Hrsg.: Galerie Morgenland, Hamburg 1993, S. 31



Brief der NSDAP an die Gauleitung Hamburg (Privatarchiv Steffi Wittenberg)



Ehemalige Jahn-Schüler mit Runenkreuz-Abzeichen (Staatsarchiv)

desunterrichtsbehörde, dass jüdische Schüler nicht mehr zur Jahn-Schule zugelassen wurden.

Werkstatt der Erinnerung

Ausgangspunkt unserer Recherche waren Abschriften von Interviews mit ehemaligen Jahn-Schülern, die wir im Archiv der »Werkstatt der Erinnerung«, einer Einrichtung des Instituts für Zeitgeschichte, einsehen konnten. Über die Werkstatt der Erinnerung wurde der Kontakt zu den heu-

te noch lebenden Zeitzeugen hergestellt. Die Senatskanzlei Hamburg lädt zweimal jährlich ehemalige Hamburger Bürgerinnen und Bürger jüdischer Herkunft, die den Holocaust überlebt haben, aus aller Welt in die Hansestadt ein und verschickt einmal im Jahr einen Rundbrief.

Diesem konnten wir einen Aufruf beilegen, in dem wir um Hilfe bei der Suche nach ehemaligen Jahn-Schülern baten. Die zahlreichen Antwortschreiben, die daraufhin bei uns eingingen, stellten eine wichtige Unterstützung für unser Projekt dar.

Karteikarten auf dem Dachboden

Bei unserer Suche entdeckten wir auf dem Dachboden unserer Schule zwei Schubladen mit Karteikarten. Schnell stellte sich heraus, dass es sich dabei um die Karten der Mädchen handelte, während die Kartei der Jungen verschwunden blieb. Die vergilbten, abgegriffenen Karten waren teilweise in Sütterlin-Schrift beschrieben, auch die verschiedenen Handschriften machten es schwer, sie zu entziffern.

Einige Dinge stachen uns jedoch sofort ins Auge. Auf den Karteikarten waren Angaben zur Abstammung und Hitlerjugend-Mitgliedschaft mit einem dunkelblauen Buntstift durchgestrichen worden – was bedeutet, dass diese Karten auch nach 1945 noch verwendet wurden! Gestrichen waren u. a. die Ergänzungen »arischer Nachweis/arischer Nachweis nicht erbracht« oder einfach nur »50%«; auf mehreren Karten befand sich das »Jahnkreuz« (Runenkreuz).

Häufig fanden wir auch Vermerke zur Kinderlandverschickung (KLV) auf dem oberen Rand der Karteikarte. Es war damals nicht unüblich, seine Kinder durch eine Umsiedlung aufs Land vor Bomben zu schützen. Die Schule muss teilweise sehr leer gewesen sein.

Daneben fanden wir auch Angaben zum Unterrichtsstatus, z. B. »seit 43 Privatunterricht« oder »kein Unterricht«. Über jeden Schüler wurde möglichst detailliert Buch geführt; so findet man Anmerkungen wie »wegen unheilbarer Krankheit ausgeschult« oder Angaben zum Beruf und Stand der



Die alten Schülerkarteien vom Dachboden

Eltern (z. B. ledig, geschieden). Recht häufig findet sich der Vermerk »Vater/Mutter verstorben«, ein Umstand, der sich durch die schlechten Zeiten im Krieg oder durch Bombardierungen erklären lässt. Wir haben besonders auf Hinweise zur vorzeitigen Entlassung von Schülern geachtet, um möglicherweise jüdische Schüler zu finden, die vom Schulverbot betroffen waren. Es gab aber nur den Vermerk »entlassen nach erfüllter Schulpflicht«.

Wo sind also die Karten der jüdischen Schüler geblieben, die es nachweislich an der Jahnschule gegeben hat und die ab 1935 in die Karolinenstraße umgeschult wurden? Diese und andere Fragen bleiben offen.

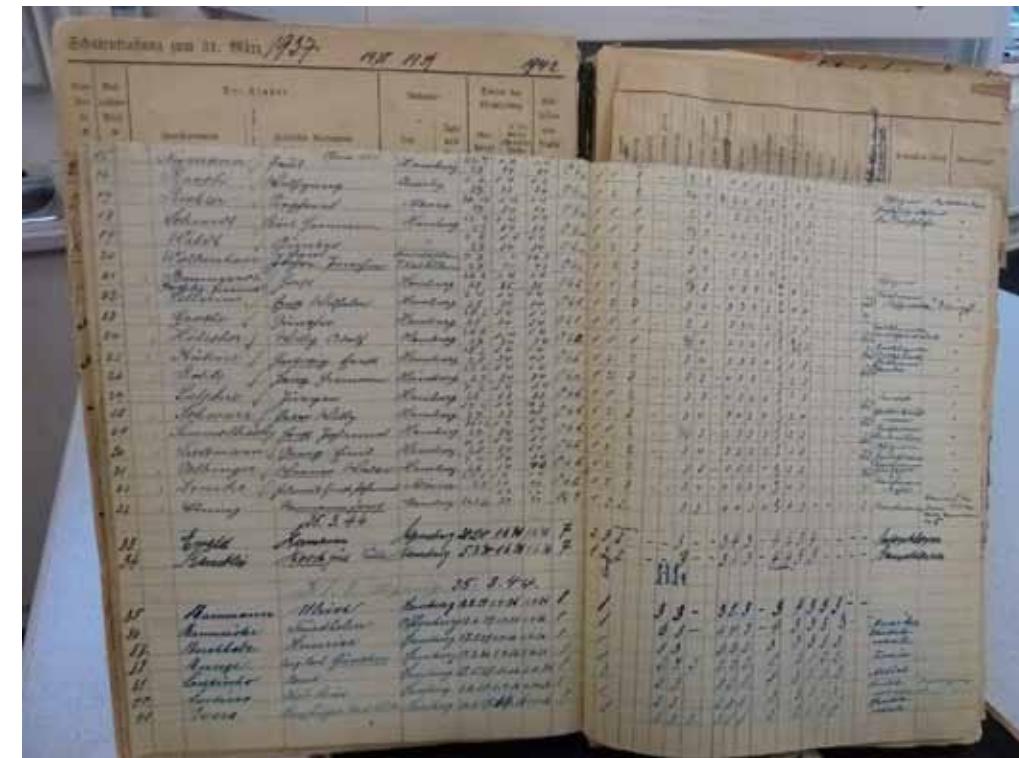
Megan Harding

Spurensuche in Archiven

Jede Suche braucht einen Anfang, auch eine Suche, die sich mit Geschehnissen in der Vergangenheit befasst. Was wäre in unserem Fall also naheliegender gewesen, als dem Staatsarchiv Hamburg einen Besuch abzustatten. Herr Kuhn hatte telefonisch bereits die Unterlagen, die für unser Projekt von Interesse waren, im Archiv vorbestellt. Als wir uns an einem Montag nach der Schule vor dem Archiv trafen, lag alles schon für uns bereit.

Wir hatten ideale Bedingungen zum Sichten des Materials. Von einer aufmerksamen Mitarbeiterin wurden wir in einen separaten Raum geleitet, so dass wir uns während der ganzen Zeit austauschen konnten, ohne dabei andere historisch interessierte Besucher des Staatsarchivs zu stören.

Das war besonders hilfreich, da wir beschlossen hatten, den Dokumentenstapel aufzuteilen und getrennt durchzusehen, anders wären wir wohl gar nicht fertig geworden. Schon nach den ersten Minuten in unserem gläsernen Separee wurde uns



Buch mit Abgangslisten (Schularchiv)

Baummann	Ulrich	Hamburg	10.8.29	1.4.36	1.4.36
Baummeister	Friedhelm	Offenbeurg	12.6.29	1.4.36	1.4.36
Busholtz	Heinrich	Speichberg	27.5.29	1.4.36	1.4.36
Bunze	Ang. Carl Günther	Hamburg	17.8.30	1.4.36	1.4.36
Coutinho	Bernt	Hamburg	22.5.29	1.4.36	1.4.36
Lustig	Karl-Heinz	Hamburg	3.6.30	1.4.36	1.4.36
Evers	Lange, Jürgen Karl Wito	Hamburg	16.6.29	1.4.36	1.4.36

Detail mit Eintrag
»Coutinho, Bernt«
(Schularchiv)

klar, dass es bei diesem einen Besuch nicht bleiben würde.

Dass gut die Hälfte der Unterlagen in Sütterlin verfasst war, erleichterte mir die Arbeit nicht gerade. Doch wir stießen alle auf interessante Papiere. Immer wenn dies der Fall war, legten Herr Kuhn oder ich unsere Dokumente für einen Moment beiseite und richteten unsere Aufmerksamkeit auf das Fundstück des andern.

Die Unterlagen waren grob chronologisch sortiert, was uns die Suche erheblich erleichterte. Ganz nebenbei war es so auch ohne genauere zeitliche Kenntnisse über den Nationalsozialismus relativ einfach nachzuvollziehen, mit welchem erschreckendem Tempo der Wahnsinn dieses Regimes voranschritten war. Nur ein Beispiel hierfür: Plötzlich

tauchte in den Unterlagen die Rubrik »Ariernachweis« auf, unten auf jedem Schülerbogen; sie war in »Arier«, »Nichtarier« und »ungeklärt« aufgeschlüsselt. Zu unserem Erstaunen stellten wir fest, dass diese Bögen auch noch kurzzeitig nach 1945 in Gebrauch waren, wobei lediglich der Teil mit der »Rassenfrage« unten fein säuberlich durchgestrichen worden war.

Besonders auffällig war auch, dass in den letzten Jahren des Krieges immer öfter keine Noten eingetragen wurden, dies lag ohne Zweifel daran, dass aufgrund der massiven Angriffe auf Hamburg kaum bzw. gar kein Unterricht erteilt werden konnte. In einem von der Schulleitung parallel geführten Buch jener Zeit lassen sich Einträge finden, dass einzelne Klassen oder ganze Jahrgänge Exkursionen

in die Natur unternahmen, wahrscheinlich, um sich auf diese Weise vor Angriffen in Sicherheit zu bringen.

Zudem fanden wir im Archiv heraus, dass einige ehemalige Schülerinnen und Schüler Anfang der fünfziger Jahre Anträge auf Wiedergutmachung wegen der Verfolgung durch die Nazis gestellt hatten; ob mit oder ohne Erfolg war vor Ort nicht zu ermitteln. Die Namen dieser wahrscheinlich jüdischen Mitschülerinnen und Mitschüler der damaligen Jahnschule waren für unsere Weiterarbeit von großem Wert.

Am Ende unserer fast vierstündigen Recherche baten wir einen Angestellten des Archivs, die für uns besonders interessant und wichtig erscheinenden Seiten zu kopieren, um mit diesen weiterarbeiten zu können.

Arian Söhlbrandt

Sich ein eigenes Bild machen

Seit dem Besuch des Hamburger Staatsarchivs, den wir zusammen mit Herrn Kuhn machten, üben Archive eine besondere Faszination auf mich aus. Zuerst sind die Räumlichkeiten des Staatsarchivs beeindruckend. Dort werden die vielen Originaldokumente mit Hilfe von Klimaanlage und Luftentfeuchtern gelagert und geschützt.

Die Dokumente, die wir einsahen, waren auf einem Mikrofilm gespeichert. Diese Filme wiederum waren nach gewissen Stichworten sortiert. Wir

setzten uns also mit den Filmen an die Belichtungsmaschine und schauten uns Hunderte von alten Seiten an. Wir wollten herausfinden, ob es Schülerlisten der Talmud Tora Schule gab, aus denen man ablesen konnte, welche Schüler zuvor in die Jahnschule gegangen waren. Viele dieser Seiten beinhalteten auch Dinge wie Gehaltsabrechnungen oder andere alltägliche Schriftstücke.

Aber es waren auch ganz besondere Dokumente darunter. Eines bestand aus einem Brief des damaligen Schulleiters der Talmud Tora Schule, der darum bat, dass seine jüdischen Schüler den Bürgersteig auf der Grindelallee benutzen durften, um zur Schule zu kommen.

Gerade solche Dokumente ermöglichten es mir, nicht immer nur indirekt über Bücher oder Filme einen Blick auf diese Zeit zu erlangen, sondern ganz unmittelbar. Ich konnte mir dadurch viel besser ein eigenes Bild machen.

Die eingangs erwähnte Faszination rührt aber auch von der schiereren Datenmenge her. So war es beeindruckend zu entdecken, was für eine Fülle an schriftlichen Dokumenten aus alten Zeiten immer noch im Staatsarchiv vorhanden ist, authentische Unterlagen, mit denen man viel über unsere Geschichte herausfinden kann.

Janeke Wiedenhoef

BERICHTE UND BIOGRAFIEN

Von einigen verfolgten ehemaligen Schülerinnen und Schülern der Jahnschule konnten wir die Lebensläufe recherchieren. Hier unsere Ergebnisse.

Bernt und Solms Coutinho

Auf Solms Coutinho (alias Samuel Covelho) stießen wir durch ein Protokoll in der »Werkstatt der Erinnerung« beim Schlump. Als er im August 2009 unter den Gästen der Senatskanzlei in Hamburg war, konnten wir mit ihm sprechen.

Solms Coutinho, Sohn von Anneliese und Adolph Coutinho, wurde am 26. März 1928 in Hamburg geboren. Er wuchs zusammen mit seinem ein Jahr jüngeren Bruder Bernt in einer sehr behüteten Familie auf. Die Familie wohnte in der Hansastrasse 45, nach einem Umzug in der Nummer 21. Er besuchte verschiedene Schulen, unter anderem die Jahnschule in den Jahren 1934–1937, wobei er im letzten Jahr auf eine private Schule am Dammtor wechselte. Dieser Schulwechsel war aber durchaus nicht freiwillig. Solms' Vater stammte von einer sehr alten sephardischen Familie ab, und so zählten Solms und sein Bruder zu den sogenannten »Mischlingen«. Was genau ein »Mischling« eigentlich sein sollte, wussten beide nicht. Sie waren nicht religiös erzogen worden, und beide wussten nichts von dem Hass gegen die Juden. Solms erinnert sich gut

an das Gefühl von Stolz, als er als »Mischling« bezeichnet wurde, da er es für etwas Besonderes hielt. Diese kindliche Naivität zeigte sich auch in Solms' Wunsch, der Hitler-Jugend beizutreten.

1938 wurde Solms' Vater von der Gestapo verschleppt und nach Fuhlsbüttel ins Konzentrationslager gebracht, von wo aus er zusammen mit anderen Verwandten nach Theresienstadt deportiert wurde. Von dort aus folgte 1944 die endgültige Deportation nach Auschwitz, wo er zwei Monate später ermordet wurde. Solms, zu dieser Zeit sieben Jahre alt, erfuhr von seiner Mutter, sein Vater müsse einen langen Urlaub machen, wodurch ihm der Verlust nicht gleich bewusst wurde.

Zwei Monate vor Kriegsbeginn meldete Solms' Mutter die beiden Brüder für den letzten Kindertransport aus Hamburg an. Ihren Kindern erzählte sie, dass sie in Urlaub fahren würden und sie selbst bald nachkommen werde. Bernt weigerte sich aber, seine Mutter zu verlassen, und so fuhr nur Solms mit dem Kindertransport nach England. Er kam dort zu einem netten, aber äußerst strengen aristokratischen Ehepaar, etwa 70-jährig. Er lebte und besuchte die Schule in dem Dorf Widdecombe-in-the-Moor in der Grafschaft Devon. Er besuchte dort

eine typische Upperclass Boarding School und erhielt eine sehr gute Schulbildung.

Solms und Bernt waren beide ausgezeichnete Athleten, Solms spielte während seiner Schulzeit in England u. a. Rugby, Gras-Hockey und Cricket.

Obwohl seine Zieheltern sehr gut zu ihm waren, fehlte ihm doch das Gefühl, eine richtige Familie zu haben. Es wurde noch verstärkt durch das Warten darauf, dass seine Mutter und sein Bruder bald nachkommen würden. Ein wenig Trost fand er in der Freundschaft mit zwei Nachbarfamilien, den Hanahfurths und den Brauns, die ihn in ihre Familie aufnahmen. Zu ihnen hat Solms immer noch Kontakt.

Nach Beendigung der Schule wollte Solms unbedingt wieder zurück nach Hamburg, um nach seiner Familie zu suchen. Zu dieser Zeit war der Krieg zwar vorbei, doch niemand durfte nach Deutschland einreisen, weshalb Solms beschloss, der Armee beizutreten. Seine Hoffnung war, nach Deutschland versetzt zu werden. Um dies möglich zu machen, log er sogar in Bezug auf sein Alter.

Damals hatte England jedoch große Probleme in Singapur, wo Anschläge auf Handelsschiffe massiv zugenommen hatten. Aus diesem Grund schickte England einen Teil seiner Armee nach Singapur, darunter befand sich leider auch Solms. Trotz dieser zwei Jahre in Singapur beschreibt Solms seine Zeit in der Armee als eine der besten.

Nach seiner Rückkehr nach England wurde Solms bewusst, dass er trotz guter Schul- und Militärausbildung über keinen festen Beruf verfügte. Sein Ziehvater entschied daher, Solms ein Stück



Bernt (links) und Solms Coutinho 1934, am Tage ihrer Einschulung mit »Zuckertüte« (mit freundl. Genehmigung von Solms Coutinho)

Land auf Vancouver Island in Kanada zu überlassen, in der Hoffnung, sein Ziehsohn würde sich dort niederlassen. Solms wurde Baumfäller in Kanada, was damals ein angesehenener und lukrativer Job war. Und er wurde ein sehr gut Baumfäller.

Wie Solms später erfuhr, überlebten seine Mutter und sein Bruder die schweren Bombardierungen in Deutschland – obwohl ihnen untersagt war, die Bombenkeller zu benutzen. Es war pures Glück,



Solms und Bernt Coutinho (oben rechts) vor dem Knabeneingang der Jahnschule (mit freundl. Genehmigung von Solms Coutinho)

dass die einzigen Häuser in der Straße, die nicht zerbombt wurden, die Nummern 45 und 21 waren. Von seiner Mutter erfuhr er, dass die Gestapo gekommen war, um ihn abzuholen; seine Mutter wusste ihn da zum Glück in England.

Später, als erwachsener Mann, besuchte Solms zusammen mit seiner Mutter die verschiedenen Orte seiner Kindheit in Hamburg sowie in England. Eine schöne Überraschung war es, als sie die Hansastraße 21 besuchten und dort einen alten Nachbarn trafen, der schon seit Solms' Kindheit in dem Haus wohnte.

Eine weitere erschütternde Erfahrung war für

Solms der Besuch des Konzentrationslagers Auschwitz, wozu er sich lange nicht entschließen konnte. Dort entdeckte er während einer Führung auf einer der vielen Namenslisten die Unterschrift seines Vaters. Wie er später erfuhr, war es für jeden Neuankömmling Pflicht, sich auf so einer Liste einzutragen. Die Unterschriften seiner übrigen Verwandtschaft waren nicht aufzufinden.

Heute lebt Solms in Kanada und besucht möglichst jedes Jahr erst Hamburg und dann England.

Janeke Wiedenhoef

Eine Begegnung mit Solms Coutinho

Im August 2009 führten wir unser erstes Zeitzeugeninterview. Am 27. August trafen wir Solms Coutinho nachmittags in unserer, seiner alten Schule. Wir waren vier Schüler sowie Frau Mandos, zum Teil war auch die Schulleiterin Frau Wendland dabei. Das Gespräch dauerte insgesamt eine Stunde, anschließend konnte Solms Coutinho noch seine alte Schule erkunden. Der alte Knabeneingang, vor dem wir auch Fotos mit ihm machten, war ihm von seiner Einschulung her in besonderer Erinnerung geblieben, weil er damals eine »Zuckertüte« bekam.

In Solms Coutinhos Erzählungen von seiner Kindheit und seiner Schulzeit waren besonders die kindliche Naivität und der Optimismus beeindruckend, mit denen er seine Umgebung damals wahrnahm. Ein eindringliches Beispiel war die Geschichte von einem Lehrer. Dieser erzählte seiner Klasse

eine Geschichte, in der ein Junge, der ein für sein Land wichtiges Geheimnis kannte, von Feinden gefangen genommen wurde und sich nicht zwingen ließ, das Geheimnis preiszugeben. Dann fragte der Lehrer die Klasse: »Und, Kinder, könntet ihr euch auch vorstellen, so etwas für euer Land, euren Führer zu tun?« Dies schilderte Coutinho als ein sehr mitreißendes Erlebnis, das exemplarisch für das Auftreten seiner Lehrer damals war.

Dem stand das Verhalten seiner Mutter entgegen. Als ihre Söhne eines Abends mit dem Auftrag, abends anstatt »Gute Nacht« »Heil Hitler« zu sagen, aus der Schule nach Hause kamen, schloss sie mit ihnen einen geheimen Pakt, doch beim »Gute Nacht« zu bleiben.

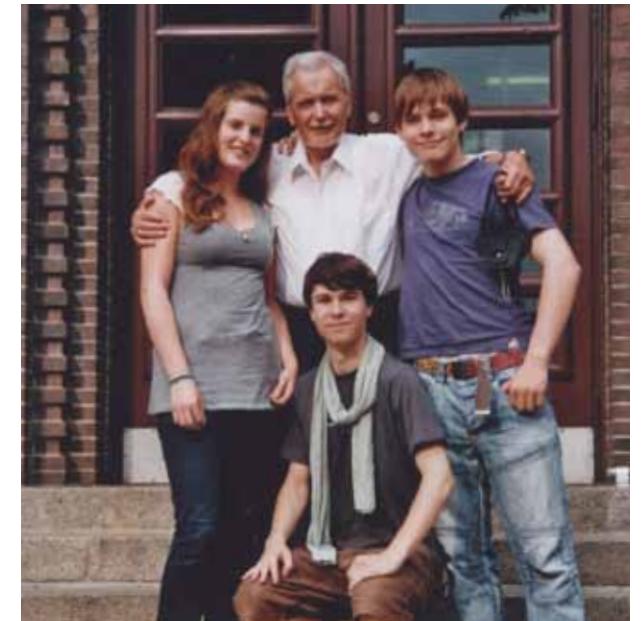
Diese und ähnliche Erfahrungen, erlebt aus der Perspektive eines Siebenjährigen, der, obwohl sein Vater jüdisch war, gerne in die Hitler-Jugend wollte, weil da ja auch alle anderen waren – dies alles aus der direkten Erinnerung eines Menschen zu hören, war für uns ein besonderes Erlebnis. Es brachte uns diese so lange zurückliegende Zeit ganz nahe.

Sven Johnstone

Solms' Bruder Bernt Coutinho wurde am 28. Mai 1929 in Hamburg geboren, auch er besuchte ab 1936 die Jahnschule. Über ihn fanden wir noch Einträge in alten Abgängerlisten. Am 25. Mai 1945 wurde er aus Klasse 8 entlassen, als beabsichtiger Beruf ist *artist* angegeben. In der Tat wurde er ein bekannter Werbegrafiker. 1957 zog er nach San Francisco, wo er 1964 bei einem Autounfall starb.



Solms (links) und Bernt Coutinho vor der Jahnschule (mit freundl. Genehmigung von Solms Coutinho)



Solms Coutinho im August 2009 mit Schülern der Ida Ehre Schule

Die Geschwister Karlsberg

Bei den Geschwistern handelt es sich um Rahel Karlsberg, verh. Raven, Ruth Karlsberg, verh. Meissner, und Walter Karlsberg. Alle drei sind ehemalige Jahn-Schüler. Durch unseren Zeitzeugenaufruf über die Senatskanzlei meldete sich zunächst Rahel Raven, und es kam zu einem Briefwechsel zwischen ihr, Ruth Meissner und Inge Mandos.

Die Eltern der drei Geschwister waren Ilse Karlsberg, geb. Heilborn, und Bernhard Karlsberg, 1899 in Hamburg geboren. Er war ein überzeugter Sozialist und leitete zeitweise als Rechtsanwalt ein Beratungsbüro für Flüchtlinge.

Rahel wurde als die Älteste 1923 geboren. Sie kam mit elf Jahren in die Jahnschule. 1995 verfasste sie ihre Autobiografie, bei ihrem Schulleben von 1929–1934 erwähnt sie auch die Jahnschule. Die Schule, die sie zuvor besucht hatte, beschreibt sie als sehr »dunkel und schmuddelig«. Nach dem Umzug in das neue Gebäude der Jahnschule genoss sie den Aufenthalt in dieser sehr modernen Schule:

»Gymnastik und leichte Freiübungen waren ein sehr wichtiger Teil des Schullehrplans der Grundschulen. Die zwei Turnhallen der neuen Schule waren mit der modernsten Ausrüstung ausgestattet, eine hatte aus Sicherheitsgründen einen Boden aus Kork, etwas, wovon keiner jemals gehört hatte. Die Kinder konnten die Turnhalle jeden Tag eine Stunde lang nutzen, dazu zehn Minuten leichte Freiübungen, jeden Morgen vor dem Unterricht.«

Als 1933/34 die Nationalsozialisten an die Macht kamen, hatte Rahel zunächst keine Probleme. Sie

war eine gute Schülerin und wurde von ihrem Lehrer, Herrn Rosenberg, gemocht. Er respektierte, dass sie den Hitlergruß verweigerte, während alle ihre Mitschüler ihn praktizierten. Sie beteiligte sich ebenfalls nicht an der Hymne der Nationalsozialisten, die ihre Mitschüler jeden Morgen auf dem Schulhof sangen. Herr Rosenberg schützte sie, indem er ihr die Leitung der leichten Freiübungen, die nach dem Flaggengruß auf dem morgendlichen Programm standen, überließ. Einmal erteilte er einen Verweis, weil eine andere Schülerin eine antisemitische Bemerkung gegenüber drei Mitschülern gemacht hatte. Sie sagte: »Macht nicht so einen Lärm, wir sind hier nicht in einer Judenschule!«

Eine abenteuerliche Flucht

Rahel war froh, einen Lehrer wie Herrn Rosenberg zu haben. Sie war glücklich während der kurzen Zeit, in der sie in Deutschland zur Schule ging. Auch die Lehrerin ihrer Schwester Ruth, Frau Kopmann, war wie Herr Rosenberg weder Nationalsozialistin noch Antisemitin. Im Dezember desselben Jahres verließ sie mit ihrer Familie Hamburg und gelangte nach längeren Aufenthalten in der Schweiz und in Prag nach Holland. 1940, nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in den Niederlanden, musste der Vater untertauchen und beteiligte sich, wie zuvor in Hamburg, am Widerstand. Die Mutter weigerte sich, in den Untergrund zu gehen, und wurde verhaftet. Alle drei Kinder wurden 1940 nach Wieringen geschickt, einem Ausbildungslager

für Kinder jüdischer Flüchtlinge. 1943 wurde Rahel genau an dem Tag, an dem ihre schon Monate zuvor verhaftete Schwester aus dem Lager entkommen konnte, verhaftet und nach Westerbork gebracht. Nach mehreren mutigen Versuchen gelang ihr unter abenteuerlichen Umständen von dort die Flucht, wobei sie durch die Kontakte zu einer Organisation, die sich inner- und außerhalb des Lagers entwickelt hatte und die einigen Leuten die Flucht ermöglichte, unterstützt wurde. Sie kam anschließend nach Amsterdam und lebte dort bei der späteren neuen Frau ihres Vaters, Hanna Lendner. Bei ihr lebten auch ihre Schwester Ruth, ihr Bruder Walter und ihr Mann Carl Raven. 1945 zog sie nach der Befreiung zusammen mit ihrem Mann in die USA.

Ruth wurde 1925 geboren und besuchte wie ihre Geschwister seit der Eröffnung 1934 die Jahnschule. Sie wurde zusammen mit einer Gruppe Jugendlicher schon mehrere Monate vor Rahel von Amsterdam nach Westerbork deportiert. Ihr gelang mit Hilfe eines Freundes aus Wieringen nach mehreren Anläufen die Flucht. Sie war zusammen mit den anderen Jugendlichen zur Zwangsarbeit bei einem Bauern eingeteilt und täuschte eine Verletzung vor, um nicht am Morgen beim Verlassen des Lagers gezählt zu werden. Auf diese Weise konnte die Gruppe abends wieder ins Lager zurück, ohne dass jemand fehlte. Ruth konnte inzwischen entkommen.

Auch ihr Bruder Walter (geb. 1926) lebte in Amsterdam bei Hanna Lendner. Er blieb im Gegensatz zu seinen Schwestern auch nach der Befreiung noch einige Zeit in Amsterdam. Später wanderte er in die USA aus, zog von dort nach Mailand und lan-



Nanas 6. Geburtstag: Rahel Karlsberg, oberste Reihe 4. von links; Walter und Ruth Karlsberg, unterste Reihe rechts (mit freudl. Genehmigung von Rahel Raven)

dete am Ende in Pettswood, einer Ortschaft außerhalb Londons. Dort lebte er zusammen mit seiner Frau und einer der beiden Töchter. Die zweite Tochter war in Italien verheiratet und lebt heute in Kalifornien. Nach dem Tod seiner Frau verließ Walter Karlsberg das Land und ging zurück nach Amsterdam. Hier verbrachte er die letzten Jahre, bis er 2001 an den Folgen einer Krebserkrankung verstarb.

Die Mutter von Rahel, Ruth und Walter sowie drei ihrer Großeltern wurden in Auschwitz ermordet.

Finja Windhorst

Quellen: Briefwechsel zwischen Rahel Raven, Ruth Meissner und Inge Mandos, darin: Ein Ausschnitt aus Rahel Ravens Biografie. Ursula Wamser, Wilfried Weinke: Ein Niederländer aus Überzeugung: Bernhard Karlsberg. In: dies., Eine verschwundene Welt. Jüdisches Leben am Grindel. Verlag zu Klampen 2006, S. 288–289

Ursel Lievendag

Erinnerung und Schulakten

Ob Ursel Lievendag die Jahnschule besucht hat, ist schwierig herauszufinden. Ab Ostern 1932 war sie zusammen mit Steffi Wittenberg und Ingrid Schummer in der Schule Kielortallee, das ist durch Akten belegt. Für Ingrid Schummer war Ursel eine der wenigen jüdischen Mitschülerinnen an der Schule. Aber die Gruppe, die im Staatsarchiv zu den ehemaligen Jahn-Schülern recherchiert hat, konnte nur feststellen, dass sie von der Schule Kielortallee in die Voßbergsschule gewechselt ist; die Jahnschule kommt da nicht vor.

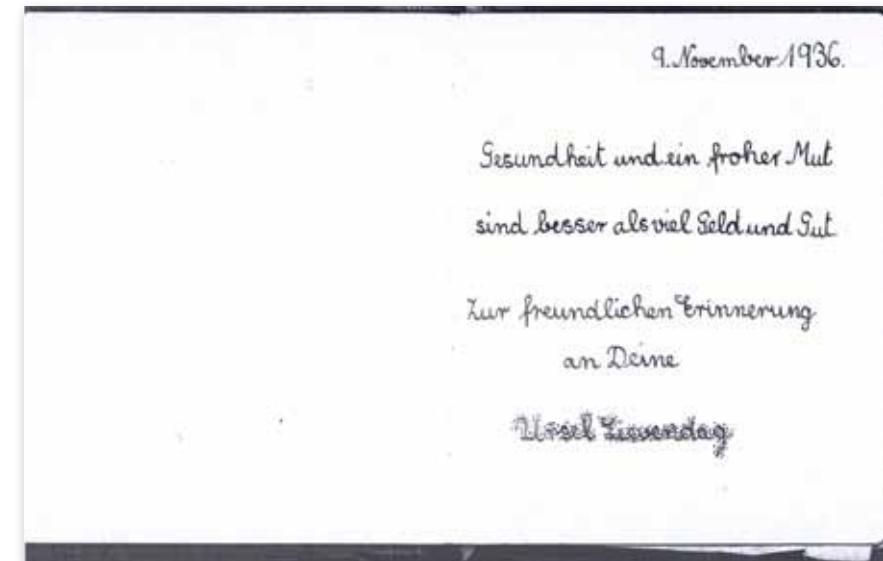
Ingrid Schummer erinnert sich genau: »Ursel war ein hübsches Mädchen, sie hatte schwarze Haare und einen Bubikopf.« Sie fügt hinzu: »Sie ist dann abgegangen.« Und zwar von der Jahnschule, da ist sie sich ganz sicher. Steffi Wittenberg, die später mit ihr in der Israelitischen Töchterschule in eine Klasse ging, erinnert sie an diese Zeit nicht.

Die Besten saßen ganz hinten auf modernen Stühlen

Ursel Lievendag ist vor einigen Jahren in den USA gestorben. Wir haben Kontakt zu ihrem Bruder Pedro aufgenommen, der in Buenos Aires lebt, aber er ist sehr viel jünger als seine Schwester. Von ihm gibt es ein Interview in der »Werkstatt der Erinnerung«,

aus dem wir Einzelheiten der Familiengeschichte erfuhren. Die Lievendags sind aus Holland nach Deutschland gekommen, eigentlich stammen sie aus Portugal. Ursprünglich hießen sie Bondia, bevor die Familie von der Inquisition vertrieben wurde. »Wir... haben dann falsch unseren Namen geändert in Holland auf Lievendag... Durch Hitler haben Angehörige (von) meines Vaters Familie versucht, aus Deutschland rauszukommen und haben da(für) einen Stammbaum (erstellt). Und sind zurückgekommen bis zum Jahr 1500, glaube ich.« Im Exil ist in der Familie viel darüber gesprochen worden. Auch Ursels Jahre in der Israelitischen Töchterschule haben die Familie später sehr beschäftigt, nicht aber die Zeit davor. Daher erinnert sich der Bruder nicht an ihre frühe Schullaufbahn.

Erinnerungen sind Bilder, Eindrücke, Interpretationen. »Ursel war die zweitbeste Schülerin«, sagt Ingrid Schummer. »Sie saß ganz hinten auf dem zweiten Stuhl, die Besten saßen hinten. Wenn man in die Tür kam, gegenüber von den Fenstern, der zweite Stuhl ganz hinten.« Das ist das Detail, nach dem wir suchen! In der Schule Kielortallee gab es noch keine Stühle, das war eine Neuerung in der sehr viel moderneren Jahnschule. Früher hatten die Schüler auf festgeschraubten Bänken gesessen, der Tisch mit dem Fach für den Ranzen war Bestandteil dieser alten Schulmöbel. Das neue moderne Gestühl hat auch andere begeistert, zum Beispiel Uwe Storjohann, der ebenfalls vorher die Schule Kielortallee besucht hat. Die Erinnerung von Ingrid Schummer muss sich also auf die Jahnschule beziehen.



Eintrag im Poesiealbum von Lola Ethel Barnett

Das Exil war endgültig

Und die Aktenlage?

Warum geht daraus nicht hervor, dass Ursel Lievendag offenbar ja doch die Jahnschule besucht hat?

Die Schulgeschichte gibt Aufschluss. Aus der räumlichen Enge der Schule Kielortallee sind einige Klassen schon vor dem allgemeinen Umzug in den nahezu fertiggestellten Neubau der späteren Jahnschule ausgelagert worden. Ursels Klasse gehörte dazu, denn Steffi Wittenberg und Ingrid Schummer erinnern beide, ihr zweites Schuljahr in der Jahnschule begonnen zu haben. Namensgebung und offizielle Eröffnung erfolgten erst danach. Die Schü-

ler, die bereits umgezogen waren, wurden noch in den Akten der Schule Kielortallee geführt.

Ursel blieb mit ihrer Familie bis Frühjahr 1941 in Hamburg, erst dann gelang die Ausreise. Das Fluchtziel war Shanghai, eine der letzten Möglichkeiten, noch Aufnahme zu finden. Nach dem Krieg ist Ursel in die USA gegangen und hat dort geheiratet. Sie ist nie wieder in Hamburg gewesen.

Inge Mandos und Erika Hirsch

Hubert Riemann

In der »Werkstatt der Erinnerung« fanden sich Unterlagen über Hubert Riemann, der Kontakt wurde über die Forschungsstelle für Zeitgeschichte hergestellt.

Hubert Riemann wurde am 24. November 1928 in Hamburg geboren, er wohnte in der Grindelallee 139/Ecke Sedanstraße. Er ist Sohn einer jüdischen Mutter und eines nicht jüdischen Vaters, ein Polizist, der als Sozialdemokrat sehr unter den antisemitischen Strömungen im Offizierscorps zu leiden hatte. Man entfernte den Vater 1930 aus dem Polizeidienst. Da er nervlich den Belastungen der Zeit nicht gewachsen war, wurde er 1936 zwangsweise in eine Nervenheilanstalt eingewiesen, wo er 1941 aufgrund der Euthanasiegesetze ermordet wurde.

1935 wurde Hubert in die Schule Kielortallee eingeschult, 1939 kam er mit den Kielortallee-Schülern in die Jahnschule. Seiner Mutter gelang es, ihren Sohn durch eine falsche Vaterschafts-Feststellungsklage zu schützen, wonach sie selbst nur Halbjüdin, ihre Kinder »Vierteljuden« waren. Nach acht Jahren Schulbesuch begann Hubert 1943 eine Lehre bei Blohm + Voss, da aufgrund seiner Abstammung der »Oberbau« in der Jahnschule für ihn nicht infrage kam. Er zeigte viel Zivilcourage, u. a. bei der Unterstützung italienischer Zwangsarbeiter auf der Werft. 1944 kam er ins Wehrrerüchtigungslager Sonderborg, 1945 zur Flak und in belgische Kriegsgefangenschaft. Er ist verheiratet und hat zwei Söhne.



Früheres Wohnhaus von Hubert Riemann, Ecke Sedanstraße

Ein außergewöhnlicher Erzähler. Besuch bei Hubert Riemann

An einem ungemütlichen Wintertag, kurz vor der sehr früh einsetzenden Dämmerung, schleppte sich eine kleine Gruppe von Menschen durch die vom

Schnee matschigen Straßen Langenfelds. Die kleine Runde hatte sich kurz zuvor an der S-Bahn getroffen, um sich von dort aus gemeinsam auf den Weg zu einem gemütlichen Reihenhaus zu machen, welches von außen ganz unscheinbar aussieht. Doch seine Bewohner sind ganz bestimmt nicht wie alle anderen, das war allen in der Gruppe bald klar.

Kaum hatten wir den Eingang gefunden und geklingelt, öffnete sich die Tür, und Herr und Frau Riemann hießen uns mit einer solchen Herzlichkeit in ihrem Heim willkommen, wie es andere Menschen vielleicht nicht einmal bei alten Freunden tun. Dies war ganz sicher der Grund, weshalb wir uns alle vom ersten Augenblick an sehr wohl fühlten. Während wir im Wohnzimmer Kaffee und Kuchen serviert bekamen, ließ ich meinen Blick durchs Zimmer schweifen. Das sieht aus wie bei meiner Großtante zu Hause, dachte ich lächelnd.

Dann war die Videokamera aufgestellt und es konnte endlich losgehen. Wir versammelten uns am Esszimmertisch, und Herr Riemann begann, vor einem Wandteppich an der Mitte des Tisches sitzend, von seiner Kindheit und Jugend zu erzählen. Man darf wohl sagen, dass Herr Riemann dabei ein außergewöhnliches Erzähltalent an den Tag legte. Er erzählte aus einer Zeit, in der es eigentlich, so könnte man meinen, nichts zu lachen gab, und tat dies mit einem Witz und einem Lächeln im Gesicht, als hätte er eine ganz »normale«, schöne Kindheit gehabt. Er wurde dann aber auch ernst und geradezu andächtig, wenn er auf schlimme, grauenvolle Dinge zu sprechen kam. Mir ist zum Beispiel

der Abtransport der Kinder der Familie Spiegel aus der Heinrich-Barth-Straße noch ganz gegenwärtig, welchen er lebendig und voller Schmerz schilderte. Das Besondere daran ist, dass er sich selbst dabei gar nicht wichtig nahm.

Ich glaube, dies und die Tatsache, dass er mit einem Schwung und einer Lebendigkeit erzählte, die man nicht jedem Mann in seinem Alter zutrauen würde, waren entscheidend dafür, dass wir über eine Stunde konzentriert zuhörten.

Zwischendurch stellten wir alle Fragen, die er bereitwillig beantwortete. So erfuhren wir z. B., dass er in der Schule Englisch lernte und am liebsten englische Schallplatten hörte. Auch dass in seiner Schulzeit von den Lehrern ordentlich geprügelt wurde oder dass er während seiner Lehrzeit Brote aus einer Bäckerei in der Grindelallee entwendete, um sie Zwangsarbeitern im Hafen zuzustecken.

Ich glaube, es hat ihn gefreut, dass sich junge Menschen heute noch für diese Zeit interessieren und versuchen, gegen das Vergessen anzukämpfen.

Zum Schluss zeigte er uns noch Bilder und Fotos von damals. Als er uns alles gezeigt und unser Lehrer Herr Bentfeldt die Kamera wieder eingepackt hatte, bedankten wir uns und machten uns fertig, um uns durch Kälte und Schneematsch einen Weg nach Hause zu bahnen.

Voller Eindrücke und mit der Zusage von Herrn Riemann, wir könnten jederzeit wiederkommen, wenn wir noch Fragen hätten, verließen wir ihn und seine Frau.

Arian Söhlbrandt

Ingrid Schummer

Frau Steffi Wittenberg stellte für uns den Kontakt zu ihrer Cousine Ingrid Schummer, geb. Brassart, her. Wir konnten Frau Schummer zu Hause besuchen und mit ihr sprechen.

Ingrid Schummer wurde 1926 geboren und gemeinsam mit ihrer Cousine Steffi 1932 in der Kielortallee eingeschult. Beide Mädchen wohnten am Mittelweg 29/30 und erlebten ihre Kinderzeit wie Geschwister. Ingrids Mutter war jüdischer Herkunft, der Vater war nicht jüdisch. Die Familie lebte katholisch, und Ingrid kam 1936 auf die katholische Klosterschule.

Nach verschiedenen Inhaftierungen und Zwangsarbeit konnte Ingrids Vater den Druck, sich scheiden lassen zu sollen, nicht mehr aushalten, er nahm sich im Januar 1945 das Leben. Somit waren Mutter und Tochter schutzlos, und besonders die Mutter lief ständig Gefahr, verhaftet zu werden. Sie konnte schließlich untertauchen und Ingrid bei wechselnden Adressen unterbringen. Erst nach Kriegsende konnten Mutter und Tochter wieder zusammenkommen. Frau Schummer lebte nach dem Krieg einige Jahre in Südafrika, heute lebt sie in Hamburg.

«Mit dir spielen wir nicht mehr.» Gestern und heute.

Nach einem Besuch bei Ingrid Schummer

Am 23. Juni 2010 besuchten wir Frau Schummer. Ihre sehr bewegende Geschichte über das Dasein als »Halbjüdin« im Zweiten Weltkrieg hat uns alle berührt, und ich möchte einen Teil aus meinem Leben schildern, denn es gibt gewisse Parallelen zwischen ihrer und meiner Geschichte.

Frau Schummer erzählte uns, dass sie in ihrer Kindheit zwei Freundinnen hatte, mit denen sie immer spielte. Doch das nationalsozialistische Regime unter Hitler bekam die Oberhand und beeinflusste die Menschen. Eines Tages spielten ihre Freundinnen wie häufig mit einem Springseil. Frau Schummer hatte zuvor immer mitgespielt und war wegen ihrer Begabung, ins drehende Seil hineinzuspringen, anerkannt. Sie war ein junges Mädchen und wollte wie sonst auch mitspielen. Doch durch den Einfluss der Erwachsenen, durch die Nazis und den Judenhass wollten ihre Freundinnen nicht mehr mit ihr spielen. Sie beschimpften sie als »dreckige Jüdin« und sagten: »Mit dir spielen wir nicht mehr.« Von heute auf morgen waren sie keine Freunde mehr.

Als Kind wusste Frau Schummer anfangs nicht, warum ihre Freunde das taten, eigentlich weiß sie es bis heute nicht. Ohne jeglichen Grund wurde sie beschimpft. Und dieser Teil aus ihrem Leben führt mich nun zu meinem.

Durch die Erinnerung an ein ähnliches Erlebnis wurde mir plötzlich gefühlsmäßig sehr bewusst,

was die jüdischen Kinder damals auszuhalten hatten und wie es ihr Leben beeinflusste. Ich bin ein 17 Jahre altes Mädchen und gehöre keiner Religion an. Als ich in die 5. Klasse kam, fand ich neue Freunde. Ich hatte zwei sehr gute Freundinnen, ähnlich wie Frau Schummer. Wir machten alles zusammen, in den Pausen und auch privat. Als wir dann in die 6. Klasse kamen, war noch alles in Ordnung, doch von einem Tag auf den anderen war alles anders. Ich kam zur Schule und folgte wie immer dem Unterricht. Schließlich kam die Pause, wo ich mich wie üblich zu meinen Freundinnen gesellen wollte. Sie kehrten mir den Rücken zu, ich dachte, es wäre nur Spaß. »Verzieh dich!«, sagte die eine dann. Mit Tränen in den Augen ging ich auf das Mädchenklo und versteckte mich dort, da ich keine anderen Freunde in der Klasse hatte. Ich fühlte mich wie Abfall, den keiner haben wollte.

Haben wir nichts daraus gelernt?

Nach langem Hin und Her und vielen kränkenden Situationen hatte ich die Möglichkeit, mit einer Lehrerin und dem Mädchen ein Gespräch zu führen. Das Mädchen bestritt all die Anschuldigungen, und nach dem Ende unserer »Freundschaft« versuchte sie sich sogar zu entschuldigen.

Ingrid Schummer hatte nicht die Möglichkeit, mit Lehrern über diese Verletzung zu sprechen, und sie begegnete in ihrem Alltag auf Schritt und Tritt solchen Kränkungen, Ausgrenzungen und Bedrohungen. Schließlich war sogar ihr Leben bedroht!

Wie wir dem Gespräch entnehmen konnten, hat dies ihre seelische Entwicklung und ihr ganzes Leben beeinflusst.

Das Schlimme an der Ähnlichkeit der Geschichten von Frau Schummer und mir ist, dass viele Jahre dazwischen liegen, aber die Menschen immer noch nichts daraus gelernt haben. Mobbing und Diskriminierung gibt es auf der ganzen Welt, und es wird sicher auch noch viele Jahre weitere Opfer geben.

Die einzige Frage lautet: »Warum?« Warum können Menschen, Erwachsene und Kinder, so grausam sein? Warum macht man so etwas und hat noch nicht einmal überzeugende Gründe? Niemand kann diese Fragen beantworten.

Frau Schummer wurde aufgrund ihrer jüdischen Herkunft beschimpft, obgleich sie christlich getauft war. Ich kann den Schmerz, den Frau Schummer gefühlt haben muss, als ihre beiden Freundinnen sich von ihr abwandten, nun besonders gut nachvollziehen. Und ich möchte jeden dazu auffordern, damit anzufangen, nicht wegzuschauen, sondern zu handeln.

V.H.

Steffi Wittenberg

Steffi Wittenberg, geb. Hammerschlag, ist eine sehr bekannte Zeitzeugin, sie stand schon vor dem Projekt mit unserer Schule in Kontakt.

Steffi Wittenberg hat ab 1939 mit ihrer Familie in Uruguay im Exil gelebt, dann ist sie ihrem späteren Mann nach Houston, Texas, gefolgt. Die beiden waren entsetzt über die Diskriminierung von Menschen mit schwarzer Hautfarbe und engagierten sich in der Bürgerrechtsbewegung. So gerieten sie in die politischen Mühlen der McCarthy-Ära. 1951 mussten sie deshalb die USA verlassen und sind nach Deutschland zurückgekehrt. Steffi Wittenberg lebt seitdem in Hamburg.

Lauter einzelne Schicksale. Treffen mit Steffi Wittenberg

Wir trafen uns vor der Gedenkstätte Israelitische Töchterschule in der Karolinenstraße. Wir, das waren drei SchülerInnen und zwei Lehrer unserer Schule. Steffi Wittenberg ist eine Frau Mitte achtzig, sie erschien uns gleich sympathisch. Das lag an der Offenheit, mit der sie uns begrüßte, und dass sie uns jungen Leuten gegenüber nicht distanziert auftrat, wie es gelegentlich bei älteren Menschen zu beobachten ist. Frau Wittenberg war für uns als Zeitzeugin besonders interessant, weil sie als jüdische Schülerin während der NS-Diktatur auf die Jahnschule gegangen war.



Die Zeitzeugin Steffi Wittenberg

Wir trafen uns bewusst in der Israelitischen Töchterschule, da dort zum einen ein historischer Chemieraum zu besichtigen ist, und weil, wie wir im Verlauf des Gesprächs genauer erfuhren, Steffi Wittenberg und andere jüdische Schülerinnen von ihren Eltern hier eingeschult wurden, nachdem sie in staatlichen Schulen diskriminiert worden waren. Der Chemieraum schuf während des Gesprächs eine ganz besondere Atmosphäre – wir konnten uns gut vorstellen, wie es sich dort vor Jahrzehnten angefühlt und wie es ausgesehen haben muss.

Dazu schufen Frau Wittenbergs Erzählungen sehr eindringliche Bilder. Eine Szene ist uns ganz besonders in Erinnerung geblieben. Frau Wittenberg erzählte, dass sie jeden Morgen mit ihren Mitschülerinnen zum Fahnenappell in der Aula der Jahnschule die deutsche Nationalhymne singen sollte. Sie sagte, dass sie später diese Melodie von Joseph Haydn nie wieder hätte genießen kön-

Günther Neustadt

nen. Für mich war diese Erzählung so eindrucksvoll, weil ich schon unzählige Stunden in derselben Aula bei Aufführungen, Veranstaltungen und Abschlussfeiern verbracht habe. Aus der Zeit an der Jahnschule erzählte Steffi Wittenberg nicht so viel, dafür erzählte sie aber sehr viele interessante andere Dinge aus dieser Zeit. So berichtete sie von ihren damaligen Schulfreundinnen, von denen eine, Mirjam Friedfertig, 1938 nach Polen abgeschoben wurde. Die ganze Klasse hat Mirjam damals geschrieben. Sie erzählte auch, wie es war, wenn immer mehr Mitschülerinnen die Schule verließen, weil sie ins Ausland flohen. Sie selbst hat sich nach Uruguay retten können. Nicht alle aus ihrer Familie sind den Nazis entkommen. Zwei ihrer Tanten und ein Onkel sind in das Getto Lodz deportiert worden.

Die Geschichten, die Steffi Wittenberg erzählt hat, waren es, die das Gespräch eindrucksvoll und einprägsam machten. Es half uns sehr, bei den Berichten über die Ereignisse während des Nationalsozialismus nicht nur an Zahlen, Daten und Fakten zu denken, sondern auch an die einzelnen Schicksale, die dahinter stehen und diese Zahlen eigentlich ausmachen.

Janeke Wiedenhoef

Günther Neustadt wurde 1925 geboren, er hatte eine Zwillingsschwester Ursula. Seine Eltern führten eine sogenannte Mischehe, der Vater war jüdisch, die Mutter nicht. Die Familie wohnte in der Brahmsallee, später auch u.a. in der Rutschbahn, und besaß mehrere Restaurants. Vier Jahre lang besuchte er die Volksschule in der Jahnschule, die er als »Turnerschule« bezeichnete. 1939 wechselte er zum Realgymnasium Von-Essen-Straße in Barmbek, von dort wurde er von der Gestapo entfernt. Für zwei Jahre besuchte er die jüdische Schule Karolinenstraße, die er später verlassen musste, um am Hannöverschen Bahnhof Zwangsarbeit zu leisten.

1944 entging er dank der Hilfe eines Gestapomannes nur knapp der Deportation. Vater und Schwester überlebten Theresienstadt. 1949 wanderte Günther Neustadt in die USA aus, wo er 1994 starb.

Über Günther Neustadt erhielten wir Kenntnis durch Gesprächsprotokolle in der »Werkstatt der Erinnerung«.

Weitere Zeitzeugen

Uwe Storjohann erinnert sich

Als »Jahnschüler der ersten Stunde« wird er oft bezeichnet: Uwe Storjohann, Jg. 1925, langjähriger Rundfunkautor und -redakteur. Er erinnert sich nicht, in seinen vier Grundschuljahren einem jüdischen Mitschüler begegnet zu sein. Später hat er von Steffi Wittenberg erfahren, die – wie er – lebhaften Anteil an der Umbenennung der Schule nahm. 1932 in der Kielortallee eingeschult, gehörte auch Storjohann zu denen, die bereits vor der offiziellen Eröffnung der Jahnschule Ostern 1933 in das neue Gebäude in der Bogenstraße umzogen.

An dem begeisterten Fußballer und Kinogänger, der sich später der verbotenen Swingjugend zuwandte, ging das bildungspolitische Erziehungsziel Jahn'schen Turngeists komplett vorbei: »Seit über den Schulen die Hakenkreuzfahnen wehen, gibt es wie das tägliche Schulbrot die tägliche Turnstunde, auch Körperertüchtigung genannt«, schreibt er in seiner Autobiografie. »Sechsmal in der Woche eine Stunde Klimmzugvergnügen und Riesenwellenspaß für die Kraftprotze. Kletteraffen, Handstandspezialisten und Muskelakrobaten, für die fixen Jungen und die tollen Hechte, für alle, die sich gern mit wieselnder Behendigkeit und Pimpfeneifer schwungauf, schwungab, zwischen Reckstangen, Sprossenwänden, Barrenholmen, Kasten, Ringen, Pferd und Stangen hin- und herbewegen. Sechsmal in der Woche eine Stunde, eine endlos lange Stunde Hohn und Spott für die Entmutigten, Schimpf und

Schande für die Nieten, Kübel von Schikanen für die Mehlsäcke, die Töpel und die Memmen, Extradrill und Zuchtinjektionen für die Widerborstigen, Verstockten, die Totalversager...«

Uwe Storjohann beschreibt Rudolf Fehling, den von den Nazis ernannten »Turnwart« der Jahnschule, als »Schleifer«, ein Mann von vielleicht Anfang 30, groß und stattlich, wie es die Nazis gerne hatten. Fehling hat sich bei Storjohanns Vater beschwert über diesen »fürchterlichen Sohn«, mit dem er nicht zurechtkäme. Das war nicht unerheblich, denn Uwe Storjohanns Vater war Korektor der Jahnschule, in der Mädchenabteilung. Korektor Storjohann, selbst Sportlehrer, unternahm einen ungewöhnlichen Schritt und übernahm selbst den Turnunterricht der Klasse seines Sohnes für das nächste halbe Jahr.

Storjohann schildert, was sein entsetzter Vater am 10. November 1938 berichtete. Fehling habe sich damit gebrüstet, dass »die Juden rudelweise aus den Häusern rausgeprügelt« wurden, er habe sich »halb-tot« gelacht, dass einer »Hilfe, Polizei!« rief. Zudem gab er damit an, in der Bornplatz-Synagoge »alles kurz und klein« gemacht und »die Synagoge in der Rutschbahn angezündet« zu haben – eine reine Phantasie des »Turnwarts«. Das jüdische Gotteshaus in der Rutschbahn ist das einzige am Grindel, das als Gebäude bis heute erhalten geblieben ist.

*Erika Hirsch, Gedenk- und Bildungsstätte
Israelitische Töcherschule*

Uwe Storjohann: Hauptsache Überleben. Eine Jugend im Krieg 1936–1945. Dölling und Galitz Verlag, Hamburg 1993

Peter Spargel: Meine Schulzeit in der Jahnschule

Man möge mir verzeihen, dass ich auch heute nur an den Namen Jahnschule denke, wenn es um das Lehrinstitut meiner Einschulung 1935 geht. Mag sein, dass es sich um die altersbedingte Sturheit eines 82-Jährigen handelt, aber die Umbenennung in Ida Ehre Schule zu akzeptieren fällt mir schwer.

Seit einigen Jahren treffen sich ehemalige Schüler des Einschulungsjahres 1935, um über alte Zeiten, alte gemeinsame Erlebnisse, Streiche, Lehrer (verehrte und gehasste) und über die Schulfreunde zu sprechen, die nicht mehr unter uns weilen. Das ist leider der überwiegende Teil. Einige von uns haben bereits das Ende des Krieges nicht überlebt. Man bedenke, dass die versammelten »alten Herren« der Rest von zwei Parallelklassen à 35 bis 40 Schülern sind.

Die Freude über das Wiedersehen der alten Schulkameraden ist zwar jedes Mal groß, aber es ist immer wieder dasselbe, und so war es eine sehr angenehme Abwechslung, dass seitens einer Schülerprojektgruppe darum gebeten wurde, an einem unserer Treffen teilzunehmen. Es ist sicherlich verständlich, dass alte Herren etwas skeptisch sind, wenn sie plötzlich mit jungen Menschen im Alter ihrer Enkelkinder zusammentreffen, um über Vergangenheit, Erlebtes und Erlittenes in einer unseligen Zeit zu berichten. Eines steht aber fest und wurde von allen »alten Herren« bestätigt: Wir haben wundervolle junge Menschen kennengelernt, die sich von den üblichen Vorurteilen ganz krass unterscheiden. Die Themen, die hauptsächlich hinterfragt wurden, waren die Ver-

einnahme der Lehrerschaft durch die Nazis, die Judenverfolgung und der Bombenkrieg. Diese Themen wurden von den »alten Herren« überwiegend wie folgt kommentiert.

Die Lehrerschaft war zwar in der NSDAP und im NS-Lehrerbund organisiert, das war aber gar nicht anders möglich. Wer nicht in der Partei war, konnte nicht Lehrer werden. Eine besonders große Vereinnahmung der Lehrerschaft durch die Nazis konnte von den Befragten nicht bestätigt werden. Eine Ausnahme sei erwähnt. Ein Lehrer, Herr Wallis, soll seinen Unterricht öfters in SA-Uniform durchgeführt haben. Alle Lehrer, die ich hatte, waren stets in Zivil und hatten selten oder nie ein Parteiabzeichen (im Volksmund: Wollhandkrabbe) am Revers.

Die Judenverfolgung haben wir Schüler in der Jahnschule kaum erlebt. Ich habe erst nach dem Krieg erfahren, dass mein alter Klassenkamerad Bernhard Coutinho Jude war. Die jüdischen Kinder waren häufig in der Schule Kielortallee. Vermutlich ahnten wir alle etwas von der Judenverfolgung, man bedenke, dass wir in einer, wie es so zynisch hieß, »verjudeten Gegend« aufwuchsen, Spielkameraden eines Tages verschwanden und unsere Nachfragen nur zögerlich oder verwaschen beantwortet wurden. Mich selber hat die Begegnung mit Frau Mandos zu einem alten Jugendfreund geführt, der 1939 mit seiner Familie nach Südostasien emigrierte, und ich bin sehr dankbar dafür, ihn wiedergefunden zu haben.

Der Bombenkrieg wurde sehr ausführlich diskutiert. Durch die nächtlichen Fliegeralarme wurden die Unterrichtszeiten beeinflusst. Bei langen Nachtalarmen fing der Unterricht später an, wodurch sich

der Unterrichtsstoff auf »wichtige« Fächer konzentrierte. Mit deutlichen Anzeichen des Entsetzens haben die Schüler die Schilderung meiner eigenen Ausbombung gehört. Auch die Szenen in der Sammelstelle für Ausgebombte haben bei den jungen Menschen, wie mir scheint, blankes Entsetzen ausgelöst.

Möge die Schilderung der Vorkommnisse bei den jungen Menschen die Erkenntnis verfestigen, dass Dinge wie Frieden, Freiheit, Menschenwürde und gegenseitige Achtung verloren gehen können, wenn sie nicht ständig angemahnt und verteidigt werden.

Besuch bei Heinrich Schnur

Eines Tages sprach Herr Schnur auf dem Schulhof Lehmweg, wo er unterwegs war, um die alten Plätze aus seinem Leben zu besuchen, einen Lehrer an und erzählte, er sei bis 1934 acht Jahre lang in die Volksschule Lehmweg gegangen. Da er seine Telefonnummer hinterlassen hatte, konnten wir mit ihm Kontakt aufnehmen.

Heinrich Schnur wurde 1919 geboren. Unter den Nazis war er im Arbeitslager, weil er und seine Geschwister in der Antikriegsbewegung waren. Er tauchte bis 1938 unter, weil er in einer damals illegalen Gruppe, einer Folgegruppe der SAJ, war. Er kannte den Sozialisten Ernst Thälmann persönlich. Im Zweiten Weltkrieg war er von 1939–1945 Frontsoldat in Polen, Holland, Italien und Frankreich und erlitt eine Beinverletzung.

1951 heiratete er die Opernsängerin Renate George, die aus Polen stammte; ihre Eltern besaßen eine

Putzfederfabrik und der Urgroßvater eine Süßwarenfirma. Die Familie hatte jüdische Wurzeln. Deshalb hatte sie sich in der Nazizeit stets bedroht gefühlt. Es wurden damals schreckliche Spottlieder gesungen: »... und wenn des Juden Blut am Messer spritzt, dann geht es uns noch mal so gut.«

Über die Reichspogromnacht erzählte er, dass die Schaufensterpuppen aus dem jüdischen Kaufhaus Hoheluft (KaHo) im Isebekkanal geschwommen seien. Die SA habe sie hineingeworfen, die Bevölkerung sei eher zurückhaltend gewesen. Herr Schnur berichtete noch mehr über Antisemitismus, aber auch über Aktionen der Kommunisten, die bei der Nazikneipe an der Ecke Löwenstraße (?) im Wahlkampf 1932 die Scheiben eingeworfen hatten.

Einmal fuhr Herr Schnur mit dem berühmten, später unter dramatischen Umständen gesunkenen Schiff Wilhelm Gustloff für 55 Mark im Rahmen des Naziprogramms »Kraft durch Freude« in Urlaub.

Als die SS das Gebäude Lehmweg beanspruchte, machte Herr Schnur in der Schule Breitenfelder Straße seinen Hauptschulabschluss. Obwohl ihm in diesen Zeiten ein höherer Schulabschluss nicht möglich war, ist er sehr gebildet und hat sehr viel gelesen. Er schrieb in französischer Kriegsgefangenschaft sogar selbst Bücher: »Die Marodeure – Tragödie in 3 Aufzügen« und »Der halbe Kreis – Wo bleibst du Seele? Eine Kriegsnovelle«. 2005 verstarb seine geliebte Frau, und er gab den Gedichtband heraus: »Gedichte, meiner lieben Ré zueigen«. Herr Schnur lebt heute in Wellingsbüttel.

Inge Mandos

Wir können nur zuhören

Als wir in seine Wohnung kamen, fing Herr Schnur an, über die alte Zeit zu sprechen. Er sprach über jedes Buch und Foto im Wohnzimmer und erklärte die Geschichten dazu. Ich fand, er hat das wirklich ernst genommen. Er hat über seine Schulzeit im Lehmweg erzählt, über seine Familie, die Schüler. Bei manchen Erinnerungen hat er geweint, er hat das Thema dann sofort gewechselt und war dann weniger traurig. Es war sehr spannend, ihm zuzuhören. Er hat uns auch viele Dokumente aus der Nazizeit gezeigt, die einzigartig sind, darunter Reisepässe, Zeugnisse, Urkunden. Was ich wirklich gut finde, sind die Bücher, die er während seiner Kriegsgefangenschaft bei den Franzosen schrieb, er war zwei Jahre in Gefangenschaft. Man konnte gut erkennen, wie sehr ihm diese Zeit wehtat und ihn die Erinnerung daran einfach nicht mehr loslassen kann. Mit seinen 91 Jahren hat Heinrich Schnur sehr viel durchgemacht. Ein Satz hat mich besonders mitgenommen: »Wir können nichts mehr wieder gut machen.«

Andrej Zakharikhin

Peter Jacobsgaard: Mein Großvater

Peter Jacobsgaard, Jg. 1936, besuchte 1942/43 nur für drei Monate die Jahnschule, in der der Großvater (1879–1961) Direktor war. An diese Zeit hat er kaum Erinnerungen. Vor allem aus Dokumenten der Verabschiedung 1946 entnimmt der Enkel,

dass Jacobsgaard ein im Kollegium anerkannter, beliebter und sozial engagierter Leiter gewesen ist. Er habe eine Karriere in der Behörde bewusst ausgeschlagen, um den Schülern in seiner Arbeit näher sein zu können. In der direkten Erinnerung des Enkels erscheint der Großvater allerdings als Pedant, der vor allem mit »Schönschreiben« genervt hat.

Der Vater des Enkels war als Arzt Mitglied der schlagenden Burschenschaft »Germania« und überzeugter Nationalsozialist – im Gegensatz zum Großvater. Trotzdem haben die Eltern aus Angst, da es mütterlicherseits jüdische Verwandtschaft gegeben haben soll, die Mutter und das Kind häufig den Wohnort wechseln lassen. Peter Jacobsgaard hat 17 Schulen an verschiedensten Orten besucht!

Wie sehr die Kriegserlebnisse die Menschen geprägt haben, zeigt sich an der Geschichte zur Ausbombung in Hamburg 1943. Das Nachbarhaus war durch eine Brandbombe zerstört worden. An den Häusern hingen lange Stangen mit Hakenspitze, um Leichen aus den Trümmern ziehen zu können, ohne sich am noch brennenden Phosphor der Bomben zu verletzen. Vor dem zerbombten Haus lagen elf Leichen, Füße zum Kantstein, Köpfe zur Hausseite. Der Siebenjährige sollte die Toten identifizieren, weil kein anderer Zeuge da war. Er wusste alle Namen, bis auf den eines toten Kindes. Und er fügte hinzu: Ich weiß noch, dass ich erstaunlich gefasst und fast teilnahmslos die Namen hersagte, die ich aus dem täglichen Umgang kannte. Später allerdings ist die Situation öfter im Traum zurückgekehrt.

Manfred Kuhn

Klassentreffen der »Alten Herren« Einschulungsjahrgang 1935, Jahnschule

Am 26. Februar 2010 fand das Treffen eines ehemaligen Jahnschuljahrgangs im Restaurant Klinker in der Schlankreye statt. Diese Treffen finden immer mal wieder in unregelmäßigen Abständen statt, aber dieses Mal durften wir dabei sein. Die »alten Herren«, mit denen wir sprechen konnten, haben die Jahnschule im Zeitraum von 1935 bis Kriegsende besucht.

In dieser Zeit war die Judenverfolgung in Deutschland auf dem Höhepunkt. Auch in der Jahnschule wurden jüdische Schüler gemobbt, und einige waren von einem Tag auf den anderen plötzlich verschwunden, was in dieser Zeit nicht unüblich war. Einer der Ehemaligen berichtete von einem Freund, mit dem er immer Fußball gespielt hat. Dieser musste Hamburg verlassen und wurde bei den Großeltern versteckt, damit er nicht deportiert werde.

Die fünfzehn Teilnehmer der relativ großen Runde waren sehr gesprächsbereit, sie wollten gar nicht mehr aufhören zu erzählen. Erinnerungen an jüdische Nachbarn, aber auch an die Schulzeit wurden hervorgeholt. An die Situation der Juden an der Schule konnte sich jedoch keiner gut erinnern. An einen jüdischen Mitschüler, an Bodo S., erinnerte man sich immerhin, der auch auf einem Klassenfoto abgelichtet ist. Doch wirklich etwas über ihn be-

richten konnte keiner. Als der Name eines ehemaligen Mitschülers fiel, waren alle sehr überrascht, dass dieser Jude war und sogar noch in Hamburg lebt.

Nach einiger Zeit löste sich die große Runde in Gruppen mit kleineren Gesprächsrunden auf. Es wurde über die schreckliche alte Zeit berichtet, und einige Herren meinten, dass die heutige Jugend es fast schon zu gut habe.

Es war insgesamt eine sehr freundliche und aufgeschlossene Atmosphäre, in der kaum jemand schwieg. Für uns war es ein interessanter Abend, nicht nur durch die Einzelgespräche, auch durch das Erleben der ganzen Gruppe. Den Ehemaligen hat es offenbar auch gefallen.

Luisa Antonia Aissen, Arian Söhlbrandt

Ein Schulgebäude und seine Geschichte Die ehemalige Volksschule Lehmweg 14

Wir haben eine Mappe gefunden, in der ein früherer Leistungskurs Geschichte von Herrn Herzberg im Jahr 1993 Forschungsergebnisse über das Gebäude Lehmweg 14 zusammengetragen hat. Die Seiten sind noch mit Wachsmatrizen vervielfältigt worden und teilweise recht schwer zu lesen. Hier ein kurzer Bericht.

Die ersten Gespräche, am Lehmweg eine Volksschule einzurichten, fanden 1896 statt, da die Bevölkerung, bestehend aus in der Umgebung lebenden Arbeitern und Kleinbürgern, stark angewachsen war. Das Gebäude sollte drei Stockwerke mit fünfzehn Klassen und einer Turnhalle umfassen, der Schulhof sollte 1400 Quadratmeter groß sein. Das ganze Projekt kostete 162 000 Mark. Die Bauarbeiten dauerten zwei Jahre, vom Baubeginn 1897 bis zur Eröffnung 1899.

1938 hieß das Gebäude Henry-Kober-Haus, der Sturmbann 1/28 war dort stationiert. Die Schüler waren auf umliegende Volksschulen verteilt worden.

Am 11. Januar 1993 interviewte der Geschichtskurs den Zeitzeugen Rolf G. (geb. 1931). Dieser berichtete, dass auf dem Hof des Gebäudes Lehmweg 14 Schießübungen stattgefunden haben. Rolf G. spickte damals über einen Bretterzaun und sah, wie SS-Männer mit Pistolen auf Pappfiguren schossen. Er wurde durch Drohungen der Männer verscheucht. Über der Tür des Haupteingangs, so Herr G., stand »28. Standarte«. Der Führer der Einheit hieß Bruno Streckenbach. Die Aufgabe dieser Standarte war die Ausbildung von SS- und SA-Personal und die Organisation von Kameradschaftsabenden.



Uwe Storjohann berichtete, dass nach der Reichspogromnacht Juden in dem Gebäude eingesperrt und später weitertransportiert worden seien. Er beschrieb das Gebäude als negativ besetzten historischen Ort. Am 16. November 1942 wurden die SS-Diensträume in die Feldbrunnenstraße 13 verlegt. Das Gebäude wurde in einem schlechten Zustand hinterlassen und provisorisch von ausgebombten Obdachlosen bewohnt. Dann wurde es von der Schule Wrangelstraße 83–85, die zerbombt worden war, benutzt. Die Lehrer renovierten die Räume in Selbsthilfe. In den beiden oberen Stockwerken wurden provisorische Lehrerwohnungen eingerichtet. 1944 mussten zwei Räume für den luftschutzärztlichen Dienst abgetreten werden. Der Unterricht fand unvollkommen und ohne Hilfsmittel statt. Die Turnhalle war zerstört. Bei der Versorgung der Schüler mit Nahrung und Kleidung half z. T. die benachbarte Jahnschule. Nach Kriegsende wurde der Unterricht erst nach mehreren Monaten, zeitweilig in Schichten, fortgesetzt, bis 1966. Seit 1986 dient das Gebäude als Oberstufenhaus der Jahnschule beziehungsweise der Ida Ehre Schule.

Inge Mandos, Alina Wolkenhauer

EIN STOLPERSTEIN FÜR RENATE FREIMUTH

Leben und Leiden einer Schülerin

Renate Eva Freimuth, Tochter von Bella und Emil Freimuth, wurde am 7. August 1925 in Hamburg geboren. Als jüngstes von drei Kindern lebte sie zusammen mit ihrer Familie in der Haynstraße in Eppendorf. Sie hatte zwei Brüder, Herbert und Edgar, Herbert verstarb schon im Alter von drei Jahren. Ihr Vater war Geschäftsführer einer Hamburger Im- und Exportfirma, was der Familie einen guten Lebensstandard ermöglichte. Die Eltern waren jüdischer Herkunft, aufgrund der Willkür des nationalsozialistischen Regimes wurde das Leben der Familie und ihrer Mitglieder brutal zerstört.

Renate besuchte während ihrer Zeit in Hamburg eine Reihe von Schulen. Wie wir den Akten der Talmud Tora Schule im Staatsarchiv Hamburg entnehmen konnten, hatte sie die Jahnschule in den Jahren 1934 und 1935 besucht. Das Klima war dort für jüdische Kinder schon zu dieser Zeit sehr unangenehm. Bereits am 2. März 1935 verfügte die Landesunterrichtsbehörde, dass jüdische Kinder nicht mehr zur Jahnschule zugelassen waren. Renate wechselte in die Schule Breitenfelder Straße, später in die Israelitische Töchterschule in der Karolinenstraße, die dann mit der Talmud Tora Schule zusammengelegt wurde.

Im Jahr 1936 wurde der familiäre Zusammenhalt auf eine Zerreißprobe gestellt, da der damals vierzehn Jahre alte Edgar die Familie verließ, um bei Verwandten in Prag unterzukommen. Aus diesem Grund entschieden sich Renates Eltern 1939, Renate bei sich zu behalten, obwohl die ehemalige Haushälterin und Freundin der Familie anbot, die damals 14-Jährige bei Freunden zu verstecken. Zu dieser Zeit plante die Familie bereits die gemeinsame Auswanderung, da Renates Vater seine berufliche Existenz durch das Naziregime verloren hatte und nichts mehr die Familie in Hamburg hielt.

»Schutzhaft«, Zwangsumzug, Konfiszierung des Vermögens

Die Auflösung ihrer Familie durch den Weggang des Bruders, die vielen Schulwechsel und die ungewissen Zukunftsaussichten machten diesen Lebensabschnitt von Renate zu einer sehr schwierigen und strapaziösen Zeit. Ihre Situation verschlimmerte sich, als das Vermögen der Familie, das aus dem Verkauf der Firma stammte, gesperrt wurde und

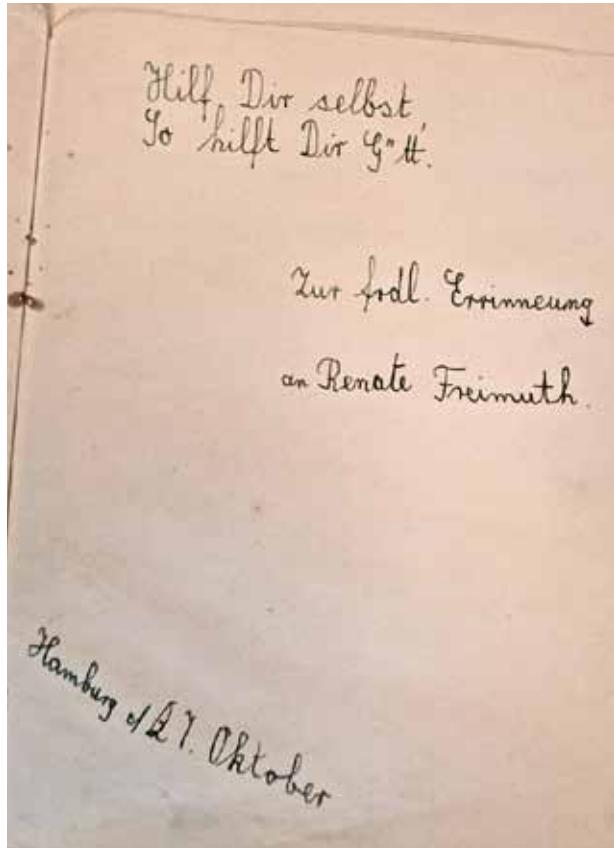


Zeichnung von Moses Id, Schüler der 5. Klasse (2011), zu den Deportationen

Renates Vater im Dezember 1939 in »Schutzhaft« genommen wurde. Sehr zur Erleichterung von Renate durfte ihr Vater die Haft nach fünf Tagen wieder verlassen. Doch zur gleichen Zeit musste die Familie unfreiwillig von der Haynstraße in die Isestraße 43 umziehen, wo heute ein Stolperstein an sie erinnert. Renate hatte nun nicht nur die Wohnung verloren, in der sie aufgewachsen war, sondern auch noch die Aussicht auf eine Auswanderung, da die Eltern nicht mehr über die nötigen Mittel verfügten.

Am Ende steht die Deportation

Nach dem Umzug verbrachten Renate und ihre Familie weitere zwei Jahre in Hamburg, bis sie sich am 25. Oktober 1941 zur Deportation nach Lodz melden mussten. Im Getto Lodz kam Renate mit ihren Eltern in einer Wohnung in der Steinmetzgasse unter. Die Lebensumstände im Getto waren katastrophal: Bedrängende Enge, Hunger, Kälte, Hetzjagden auf die jüdischen Bewohner, Selektionen, Krankheiten, Schikane und ständige Todesdrohung waren an der Tagesordnung.



Eintrag Renate Freimuths im Poesiealbum von Steffi Wittenberg

Am 2. Mai 1942 erhielt die Familie den Befehl, an der »Ausreise« (Deportation) nach Chelмно teilzunehmen. Zu dieser Zeit war die damals sechzehn Jahre alte Renate an Lungenkatarrh erkrankt, auch ihr Vater war schwer krank und bettlägerig. Aus diesem Grund stellte Renates Mutter einen Antrag auf Zurückstellung für sich und ihre Familie, und

der Getto-Arzt erklärte Renates Vater für transportunfähig. Der Antrag wurde trotzdem abgelehnt. Im letzten Moment entschied man aber doch, dass Renate und ihre Eltern bleiben durften.

Die Familie wurde aber nur etwas mehr als drei Monate verschont, weil ab September die Gestapo selbst die Deportierten aussuchte und nicht mehr die jüdische Aussiedlungskommission. Dies wurde auch Renate und ihrer Familie zum Verhängnis. So wurden die 17-jährige Renate und ihre Eltern am 2. September nach Chelмно deportiert und dort ermordet. Ihren Bruder Edgar sah Renate nicht wieder. Edgar wurde am 10. August von Prag nach Theresienstadt und von dort nach Auschwitz deportiert. Am 1. Februar 1943 wurde er in Auschwitz getötet.

Megan Harding, Inge Mandos

Quellen: Christa Fladhammer, www.stolpersteine-hamburg.de; Staatsarchiv Hamburg, Akten der Talmud Tora Schule und Chronik der Jahnschule 1934; Oskar Rosenfeld: Wozu noch Welt. Aufzeichnungen aus dem Getto Lodz, Verlag Neue Kritik 1994; Ursula Wamser/Wilfried Weinke: Jüdisches Leben am Grindel, Verlag zu Klampen 2006, S. 206 ff.
Anmerkung: In den Listen der Talmud Tora Schule tauchen zwei unterschiedliche Schreibweisen des Vornamens auf, Renate und Renata.

6965

Halbjährliche Zeugnisse

Nr. 6965

Name:	1939/40												1940/41											
	1. Halbj.	2. Halbj.																						
Name: Freimuth																								
Vorname: Renate																								
geb. am: 7. 8. 25																								
am: Hamburg																								
Impfung: 18. 11. 26																								
Name und Vorname: des Vaters: Emil F.																								
Beruf: Klein.																								
des Erziehungsberechtigten:																								
Staatangehörigkeit: Preuss.																								
Wohnung/Erziehungsberechtigten: Isestr. 43																								
Bisher besuchte Schulen: Kielmüllers, Jahnschule, Breitenfelder																								
Eintritt in die Schule: 1934																								
Abgemeldet am:																								
nach:																								
Zukünftige Tätigkeit:																								
Bemerkungen: Abgewandert am 24. Okt. 1941																								
Abgangszeugnis Nr.:																								
Klasse: II B																								
Klassenleiter: Schulz																								
Beitragen: 1 1 3 1																								
Fleiß: 3 1 1 1																								
Aufmerksamkeit: 3 1 1 1																								
Ordnung: 1 1 1 1																								
Pünktlichkeit:																								
Kenntnisse u. Leistungen:																								
Bibel: 4 3 3 2																								
Hebräisch (Sprache): 3 2																								
Talmud:																								
Jüd. Geschichte: 3 3 3 2																								
Deutsch: 3 3 3 2																								
Geschichte: 3 3 3 3																								
Erkenntnis: 3 3 3 3																								
Rechen:																								
Mathematik: 5 4 5 4																								
Physik: 3 3 3 4																								
Chemie: 3 4																								
Biologie: 3 3 3 2																								
Musik: 1																								
Singen:																								
Zeichnen:																								
Schritt:																								
Handfertigkeit:																								
Handarbeit: 2 3 3																								
Tanzen: 4 4																								
Schwimmen:																								
Versetzt nach: I II																								
Nicht versetzt:																								
Umgeschult:																								
Bemerkungen:																								
Allgemeine Charakteristik:																								

Halbjahreszeugnisse 1939–1941 von Renate Freimuth, mit Angabe des Deportationsdatums 24. Oktober 1941

Quelle: Staatsarchiv Hamburg, Best.-Nr. 741-4/Sign.Sa 1246/Blatt Nr. 6965

Der Stolperstein wird verlegt

Über goldene Steine stolpern – »Steine des Anstoßes«

Seit vielen Jahren verlegt der Künstler Gunter Demnig aus Köln vor den Häusern deportierter jüdischer Mitbürger viereckige, pflastersteingroße Gedenksteine aus Messing in das Trottoir. Im Rahmen des Projekts »Steine des Anstoßes« setzt sich seit August 2009 eine Arbeitsgruppe der Ida Ehre Schule dafür ein, dass solche »Stolpersteine« für die in der Nazizeit ermordeten ehemaligen Jahn-Schüler jüdischer Herkunft verlegt werden. Für dieses Vorhaben sucht und interviewt die AG zusammen mit dem Ida Ehre Kulturverein Zeitzeugen, die etwas zu dem Erlebten sagen können. Manche aber wollen gar nichts sagen und wollen sich auch nicht an die furchtbare Zeit erinnern. Sie haben das Thema möglicherweise so stark verdrängt, dass sie sich gar nicht erinnern können.

Nach über einem Jahr hat die Arbeitsgruppe die Namen von 14 jüdischen ehemaligen Schülerinnen und Schülern gefunden, die, bis auf Renate Freimuth, überlebt haben. Für Renate Freimuth, die mit 17 Jahren in Chelmno (Polen) ermordet wurde, konnte am 30. September 2010 ein goldener Stein vor das Hauptgebäude der Schule gesetzt werden. Bis jetzt weiß man noch nicht genau, wie viele Stolpersteine noch verlegt werden müssen. Die Einweihung des Steins fand am 9. November 2010 um 18 Uhr statt. Anschließend haben in der Aula



Stolperstein für Renate Eva Freimuth

der Schule noch Schüler und Lehrer die Arbeitsergebnisse aus verschiedenen Jahrgängen vorgestellt: Texte, Theaterszenen, Lieder und Ton- und Filmbeiträge.

Luisa Antonia Aissen



SchülerInnen der Ida Ehre Schule mit Gunter Demnig bei der Stolpersteinverlegung

Das Getto Litzmannstadt

Benannt nach dem NS-General Karl Litzmann (gest. 1936), ist das Getto von den Nazis im polnischen Lodz von 1939–1944 als Zwischenlager eingerichtet worden. Von hier aus wurden die Deportationen der hierher zwangsverschleppten Menschen in die Vernichtungslager Chelmno, Auschwitz, Majdanek, Treblinka und Sobibor vorgenommen.

Das ca. vier Quadratkilometer große Getto wurde nach Vertreibung der nichtjüdischen Bewohner aus dem Stadtviertel mit Mauer, Stacheldraht und Wehrtürmen abgeriegelt. Jeder Kontakt mit der Stadt Lodz war bei Todesstrafe verboten. Ein Teil des Gettos wurde als »Jugendverwahrlager« genutzt, in dem polnische Kinder und Jugendliche Zwangsarbeit leisten mussten, andere Kinder

sollten in einem speziellen »Germanisierungslager« zu Deutschen »umerzogen« werden. Ebenfalls abgetrennt war ein sogenanntes »Zigeunerlager«, in dem besonders unmenschliche Verhältnisse herrschten. Noch vor dem Abtransport in die Vernichtungslager wurden hier Hunderte Sinti und Roma ermordet. 70 000 Zwangsarbeiter wurden im Getto so gut wie »kostenlos« von deutschen Unternehmen wie z. B. Neckermann ausgebeutet. Vorhandene Schulen für die ca. 14 000 Kinder wurden 1942 geschlossen, das Getto wurde offiziell zum »Arbeitslager« deklariert. Am 19. Januar 1945 wurde das Getto von der sowjetischen Armee befreit. Fast alle Bewohner waren da bereits in Vernichtungslager deportiert und ermordet worden.

Manfred Kuhn

Lucille Eichengreen über das Getto Lodz

Am Anfang tauschte Mutter ein paar deutsche Mark gegen Brot und ein wenig Margarine. Danach begann sie, unsere Kleidungsstücke zu sortieren, um irgendetwas zu finden, das wir gegen Essen eintauschen konnten. Sehr bald besaßen wir nur noch die notwendigsten Dinge.

Nach sechs Wochen wurden wir in Wohnungen über das ganze Getto verteilt. 5–8 Personen mussten sich einen Raum teilen. Wir zogen in die Pawia-Straße.

Das Zimmer war eiskalt, doch es gab keine Kohle, um den leeren, schwarzen Eisenofen zu heizen. Wir trugen ein Kleidungsstück über dem anderen, um uns warm zu halten, aber es half uns wenig, es nutzte nur den Nistkolonien Typhus bringender Läuse. Wir hatten ständig Hunger, aber die mageren Gettorationen reichten nicht annähernd aus, um unsere knurrenden Mägen zu beru-



Zeichnung von Moses Id, Dominik Schimann, Adrian Nietz, Schüler der 5. Klasse (2011), zum Getto Lodz

higen. (...) Als »Toilette« diente uns ein Eimer in einer Ecke des Zimmers. Kein Vorhang verbarg unsere zusammen gekauerten Körper, wir urinieren voller Scham und dem Gefühl von Entwürdigung. Morgens musste der volle Eimer die Treppen runter getragen und im Hof entleert werden. Wir hatten beschlossen, uns abzuwechseln, aber Herr Perlmann sorgte dafür, dass meine kleine Schwester und ich am häufigsten dran waren. »Schließlich seid ihr jung und stark und müsst den Älteren helfen!«

Er wusste, dass wir keinen Widerspruch wagten.

Die Winterabende waren traurig und still. Wir schmiegt uns eng aneinander, um uns zu trösten und zu wärmen. Eisiger Wind tobte draußen und blies durch die Ritzen unseres kleinen Fensters. In der frostigen Luft verbreitete unser Atem Ströme von Dunst. Sogar auf dem großen Topf mit frischem Wasser, den wir von der Pumpe heraufholten, lag eine dicke Eisschicht. In manchen Nächten stand ich von meinem Lager auf und sah auf die gefrorene Scheibe mit den Eisblumen. Ich zeichnete sie mit dem Finger nach, während ich mir Gedichte und Geschichten ausdachte, einige voller Wünsche und Träume, andere voller hässlicher und böser Worte.

Der Klang marschierender Stiefel deutscher Wachposten, ihr harter, unnachgiebiger Rhythmus auf dem Pflaster, war uns Mahnung und Gegenwart. Wir lebten unter ständiger Bewachung. Ein hoher Stacheldrahtzaun trennte die polnische Seite vom jüdischen Getto. (...) Seit unserer Ankunft waren erst vier Monate vergangen. Doch viele von denen, die mit uns angekommen waren, waren bereits an Typhus und Hunger gestorben.

Aus: Lucille Eichengreen, Von Asche zum Leben. Mit freundlicher Genehmigung der Autorin

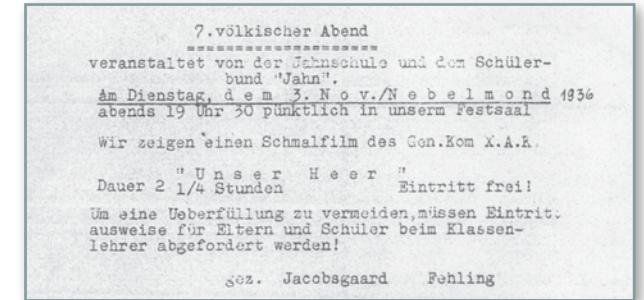
Verplante Kinder

Eine Schulpartnerschaft 1943

Es ist nur eine knappe Notiz in den »Litzmannstädter Nachrichten«. Die Jahnschule sei, so ist zu lesen, »Patenschule der Volksschule 30... Die Kinder stehen in eifrigem Briefwechsel miteinander, und es schließt sich ein enges Band zwischen den beiden Städten.« Worum ging es bei dieser Patenschaft im vierten Kriegsjahr?

Ein »vertrauliches Rundschreiben« des »Gauamtes für Volkstumsfragen in Hamburg« beschreibt ausführlich, wie die Bevölkerung für den »uns besonders in den eingegliederten Ostgebieten aufgezwungenen Volkskampf« gewonnen werden sollte. Mit dieser Terminologie beschreiben die Nazis ihre rassistischen Vorstellungen einer künftigen »naturgewollten« Weltordnung. Die Patenschaft der Jahnschule ist eines von mehreren Projekten, die seit Monaten forciert werden, um die Macht der Nazis in dem besetzten Nachbarland zu verewigen.

Kinder und Jugend, das ist die Zukunft, und deshalb hat Jugendarbeit einen so hohen Stellenwert. Hamburger Lehrer, junge angehende Hilfslehrerinnen sowie Kindergärtnerinnen waren bereits in der ehemals polnischen Stadt tätig geworden, wechselseitige Schülerbesuche hatten stattgefunden. Auch die Briefe schreibenden Jahnschüler könnten dorthin gefahren sein, vielleicht lässt sich dazu etwas herausfinden. Im Januar 1943 wäre Renate Eva Freimuth 17 Jahre alt gewesen; die Jungs, die mit ihr früher in einem Klassenraum gesessen hatten, würden noch



Einladung der Jahnschule 1936, Staatsarchiv Hamburg, 362-9/4,63

zu Kriegszeiten Soldaten werden. Sie sind wahrscheinlich schon im Schulunterricht darauf vorbereitet worden. Turnlehrer Rudolf Fehling hatte sehr genaue Vorstellungen dazu. Man konnte sie Mitte Februar 1938 in der Zeitung des »Nationalsozialistischen Lehrerbundes Gau Hamburg« nachlesen. »Vormilitärische Erziehung der deutschen Jugend« lautete die Überschrift seines Artikels, u. a. mit Kriegsspielen und Schießübungen ab dem 14. Lebensjahr sollte die Schule »das Volk im Kampf ums Volksdasein stärken«. Für alle Unterrichtsfächer machte er Vorschläge. In Deutsch und Geschichte sollte über »Helden- und Soldatentum« gesprochen, in Erdkunde und Mathematik Kartenlesen und Landvermessung geübt, im Chemieunterricht Kampfstoffe behandelt werden usw.

Im April 1943 war schon klar, dass Deutschland den Krieg nicht gewinnen würde. Die Briefe schreibenden Jahnschüler waren, wie auch die Jahrgänge vor ihnen, verplant für eine Zukunft, die nichts zu bieten hatte außer Tod und Zerstörung.

Erika Hirsch

GEGEN DAS VERGESSEN

Ein Projekt für Schülerinnen und Schüler aller Jahrgänge

»Von Asche zum Leben«. Lucille Eichengreen liest in der Ida Ehre Schule

Im Rahmen einer zweiwöchigen Lesereise las Lucille Eichengreen aus Oakland/Kalifornien im Mai 2010 zum wiederholten Male in Ida Ehre Schule. Zuhörer waren Schülerinnen und Schüler der 11.–13. Klassen.

Am 1. Februar 1925 als Cecilie Landau in Hamburg geboren, verlebte Lucille Eichengreen eine wohlbehütete bürgerliche Kindheit, die mit der Machtübertragung an die Nationalsozialisten abrupt endete. Ihr Vater Benjamin Landau wurde in Dachau ermordet. Ihre Mutter Sala Landau und die jüngere Schwester Karin wurden ins Getto Litzmannstadt deportiert, wo die Mutter verhungerte. Karin wurde in Chelmno ermordet. Lucille Eichengreen überlebte die unbeschreiblichen Zustände im KZ Auschwitz, bei der Zwangsarbeit in Hamburg Neuengamme und Sasel sowie im KZ Bergen-Belsen. Als sie half, die SS-Wachmannschaft des KZ-Außenlagers Sasel vor Gericht zu stellen, erhielt sie anonyme Drohungen und emigrierte in die USA, wo sie ihren Mann Dan Eichengreen kennenlernte.

Lucille Eichengreen, mittlerweile Autorin dreier Bücher, las aus ihrer Autobiografie »Von Asche zum Leben«. Sie konzentrierte sich auf die Beschreibung ihrer Deportation aus Hamburg ins Getto, der erniedrigenden Prozeduren bei der Ankunft in Auschwitz sowie der letzten Wochen in Bergen-Belsen. Bewusst verzichtete sie darauf, die gebannt zuhörenden Schüler mit Schreckensbildern des Getto- und Lageralltags zu schockieren.

Nach einer 30-minütigen Lesung erhielten die Schüler Gelegenheit zur Diskussion. Neben zahlreichen Fragen zum Alltag im Getto, den Lebensbedingungen dort, ihrem späteren Leben in den USA, ihrer Sicht auf gegenwärtigen Antisemitismus und Rassismus, ihrem heutigen Verhältnis zu Deutschland oder ihren Gefühlen bei der Rückkehr in ihre ehemalige Geburtsstadt Hamburg, interessierte die Schüler besonders, wie sie es überhaupt geschafft hat zu überleben, wann sie sich wirklich befreit gefühlt hat und wie sie heute mit ihren Erfahrungen zwischen 1941 und 1945 umgeht. Dass diese Diskussion mehr als eine Stunde in Anspruch nahm, unterstreicht, wie sehr das Vorgelesene die Zuhörer beschäftigte.

In der Diskussion war jederzeit spürbar, dass Schülerinnen und Schüler diese Veranstaltung als

wichtige Erweiterung und Ergänzung des Geschichtsunterrichts empfunden haben. Die authentische, unpathetische Persönlichkeit Lucille Eichengreens wird gewiss vielen der jugendlichen Zuhörerinnen und Zuhörern lange in Erinnerung bleiben. Vor allem die persönliche und offene Gesprächsatmosphäre zwischen Autorin und Schülern unterstreicht den pädagogischen Stellenwert einer solchen »Zeitzeugen«-Begegnung.

Einziger Wermutstropfen: Weder die Schulbehörde noch die Landeszentrale für politische Bildung sahen sich in der Lage, die Reise mit einem Euro zu unterstützen.

Wilfried Weinke
Historiker und freier Journalist

Quelle: Lucille Eichengreen, Von Asche zum Leben. Erinnerungen. Mit einem Vorwort von Ralph Giordano. Konkret Literatur Verlag, Hamburg 2009



Besuch der Hamburger Senatsgäste in der Gedenkstätte Israelitische Töchterschule, Begegnung mit Schülern der AG Steine des Anstoßes

Treffen mit den Senatsgästen

Am 10. und 11. Juni 2010 durfte die Projektgruppe an Veranstaltungen mit den Senatsgästen teilnehmen. Am 10. Juni abends konnten die Schülerinnen und Schüler bei einem Empfang der Gäste im New-LivingHome-Hotel bewegende Gespräche mit Zeitzeugen aus aller Welt führen. Am 11. Juni besuchten sie in der Gedenk- und Bildungsstätte Israelitische Töchterschule die dortige Ausstellung zum ehemaligen jüdischen Schulleben am Grindel und hörten einem Vortrag von Esther Bauer, die das Konzentrationslager Theresienstadt überlebte. Sie ist die Tochter von Alberto Jonas, dem letzten Schulleiter der Schule. In der Talmud Tora Schule im Grindelhof ergab sich nach einer sehr gelungenen Tanzaufführung dortiger Grundschüler die Gelegenheit, sich in kleinen Gruppen mit den Gästen zu unterhalten. Dabei erfuhren die Schüler einige sehr aufwühlende Geschichten von den anwesenden Überlebenden.



Spurensuche in der Israelitischen Töchterschule

»Es war immerzu Abschied«. Steffi Wittenberg und ihre Schulfreundinnen

Irgendwann fiel mir auf, dass Steffis frühere Schule die gleiche war, in die mein Sohn ging. Steffi, das ist Steffi Wittenberg, geb. Hammerschlag, deren Leben ich aus vielen Zeitzeugengesprächen in der Gedenk- und Bildungsstätte Israelitische Töchterschule kannte. Bis 1935 hat Steffi die Jahnschule besucht, dann ist die damals Neunjährige an die jüdische Mädchenschule gewechselt. Ich weiß, sie hat sich sehr für die Umbenennung eingesetzt, war mit einem Grußwort dabei, als der neue Name am Gebäude angebracht wurde.

Zur 75-Jahr-Feier der Ida Ehre Schule sind wir zusammen gegangen. Im Lehrerzentrum wird eine Ausstellung über die Jahnschule im Nationalsozialismus gezeigt, viele Fotos von sportlichen Schülern. »Siehst du«, sagt Steffi und zeigt auf das Emblem am Turnhemd der Turner, »das ist das Zeichen, das ich nicht tragen durfte als jüdisches Kind.« Dann schauen wir einen schon etwas älteren Film über ehemalige Jahn-Schüler an. Steffi kommt darin zu Wort, auch ihre Cousine Ingrid Schummer und der spätere Swing-Jugendliche Uwe Storjohann. Eine jüdische Mitschülerin wird erinnert, Ursel Lievendag. Das war später eine von Steffis Schulfreundinnen in der Israelitischen Töchterschule. Der Name kommt in Briefen vor und in Steffis Poesiealbum. Das zeigt

Steffi manchmal, wenn sie heute mit Schülern spricht.

»Gesundheit und ein froher Mut ist besser als viel Geld und Gut«, hat Ursel im Herbst 1936 in Steffis Poesiealbum geschrieben und hinzugefügt: »Gedenke deiner Schulzeit«. Den Mädchen blieben noch gut zwei Jahre relativ unbeschwerter Geborgenheit, die der Alltag in einer jüdischen Schule bot. Dieses Gefühl endete jäh am 28. Oktober 1938.

Das Ende der Klassengemeinschaft

Steffi ist in der 7. Klasse, im Realschulzweig. Zwei Schülerinnen fehlen an diesem Morgen, eine andere, Mirjam, wird hastig von ihrer Mutter abgeholt. Mirjam ist Steffis beste Freundin, ein Mädchen aus polnisch-jüdischer Familie, die Klassenbeste mit dem Spitznamen »Meerschweinchen«. Schnell spricht sich herum, was geschieht: Mirjam und die beiden anderen sind – wie die meisten der seit Jahrzehnten hier lebenden Hamburger polnischen Juden – in einen Sonderzug gesetzt und in das Nachbarland abgeschoben worden. Es ist der Auftakt vom Ende nicht nur der Klassengemeinschaft. Wenige Tage später inszenieren die Nazis die »Kristallnacht« mit all ihren Schrecknissen, es folgt das, was nun das Leben zu beherrschen beginnt: die verzweifelte Bemühungen der Verfolgten um Zuflucht im Ausland. »Es war immerzu Abschied«, erinnert Steffi diese Zeit.

Mirjam hat gleich nach der Abschiebung aus einem Ort namens Zbaszyn geschrieben. »Transit camp« nennt sie später das, wo sie und die anderen hingebracht worden sind. Die Mädchen aus ihrer Klasse antworteten ihr, weitere Briefe gingen hin und her. »Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie Du uns fehlst«, schrieb Renate Freimuth, die früher auch Jahn-Schülerin gewesen war. Meistens begann eines der Mädchen den Brief, und die anderen »schrieben an«, wie sie es nannten, auch heimlich im Unterricht: »Ich schreibe deshalb so mies, weil ... ich immer wie ein Schießhund aufpassen muss, dass Butsche mich nicht dabei erwischt«, schrieb eines der Mädchen, Julchen, Lehrerstochter, die zuletzt in der Heymannstraße wohnte. Sie, Renate und auch »Butsche«, Fräulein Jettchen Heilbut, die Klassenlehrerin, werden drei Jahre später zu denen gehören, die Deutschland nicht mehr rechtzeitig verlassen können.

Visa für Uruguay

Alles spiegelt sich in diesem Briefwechsel: Im Zuge der »Kristallnacht« verhaftete Väter, die wegen der Zensur nur indirekt erwähnt werden durften, tapferer Anteilnahme am Schicksal von Schulfreundinnen, die alleine, ohne Familie mit einem der jetzt von jüdischen Hilfsorganisationen initiierten Kindertransporte ins rettende Ausland gefahren sind, auch die vertrauensvolle Zuversicht in die familiären Fluchtbemühungen. Noch immer gab die Schule eine Art schützenden Rahmen, die Mädchen

hielten fest an dem, was von der Normalität des Schulalltags noch geblieben war. Aber es findet sich auch das angstvolle Wahrnehmen einer Realität, in der nichts mehr Bestand hatte: »Du kannst dir gar nicht vorstellen, was für ein Zustand in der Schule herrscht. Jeden Tag geht jemand ab ... Ach Meer-schweinchen, mir ist ja so schlecht. Hoffentlich läuft alles gut ab ...«, schrieb Ursel Mitte Dezember 1938 in einem eigenem Brief an Mirjam.

Kurz darauf, Anfang Januar 1939, verfasste auch Steffi alleine einen Brief an ihre Freundin, teilte ihr mit, was geschehen war: »Wir wollten am 23.12. fahren. Durch eine plötzliche Sperre wurde unsere Fahrt verhindert.« Es ging um Uruguay. Steffis weitsichtige Mutter hatte frühzeitig den Konsul bestochen und Visa für das lateinamerikanische Land bekommen. Sie sorgte dafür, dass Ehemann und Sohn noch vor der »Kristallnacht« dorthin ausreisen, wollte selbst mit der Tochter folgen. Aber dann war die Bestechlichkeit des Konsuls bekannt geworden, und die Visa verloren ihre Gültigkeit. »Wir hoffen, dass wir Ende Januar oder Anfang Februar fahren können«, glaubte Steffi noch.

Mirjam und ihrer Familie gelang es, von Polen aus eines der wenigen Visa für Palästina/Israel zu bekommen. Sie besuchte Hamburg Anfang der neunziger Jahre, inzwischen Professorin für Erziehungswissenschaften an der Bar Ilan Universität bei Tel Aviv. Die Briefe ihrer ehemaligen Klassenkameradinnen hat sie sorgfältig aufbewahrt und in einem Vortrag darüber berichtet, aus dem Brief von Ursel hat sie vorgelesen. Steffi war dabei.

Sie lebte schon lange wieder in Hamburg, seit

1951. Ihre Geschichte: Irgendwie hat der Vater in Uruguay das Geld für neue Visa für Frau und Tochter zusammengebracht, nach Kriegsbeginn, als es immer schwieriger wurde, Angehörige aus Deutschland herauszuholen. Steffi ist ihrem späteren Mann in die USA gefolgt, nach Houston in Texas. Die beiden konnten sich nicht mit dem arrangieren, was sie dort vorfanden: Parkbänke, Busabteile, selbst Spucknapfe separat für Menschen mit schwarzer Hautfarbe. Sie engagierten sich in der Bürgerrechtsbewegung und gerieten in die politischen Mühlen der McCarthy-Ära. Begleitet von einer gehässigen Medienkampagne zwang man sie, 1951 das Land zu verlassen. Aber sie haben auch sehr viele Solidaritätsbekundungen erfahren.

Von Uruguay nach Texas, von Shanghai nach New York

Nach dem Besuch von Mirjam in Hamburg hat Steffi nach langen Jahren Kontakt zu Ursel aufgenommen. Sie gehörte zu denen, die im Dezember 1939 noch in Hamburg waren und Steffi damals nach Uruguay verabschiedet hatten. Ursel emigrierte erst gut ein Jahr später, im Frühjahr 1941. Shanghai war das Fluchtziel ihrer Familie, eine der letzten Möglichkeiten, Aufnahme zu finden. Auch sie hat dann in den USA gelebt, in New York, ist zwar einmal in ihr Heimatland zurückgekommen, aber nach Hamburg wollte sie nicht mehr. Es gab Erinnerungen an Verletzungen, die immer noch schmerzten: Die bei der Ausreise Fünfzehnjährige war beschul-



Begegnung von Schülern der AG Steine des Anstoßes mit Hamburger Senatsgästen in der Talmud Tora Schule, in der Mitte Steffi Wittenberg

digt worden, gegen die »Rassengesetze« der Nationalsozialisten verstoßen zu haben. Dafür und für die demütigenden Untersuchungen reichte eine Denunziation, sexuelle Kontakte zu einem Nichtjuden unterhalten zu haben.

Für die Briefe der Mädchen, diese besonderen Dokumente der Befindlichkeit jüdischer Kinder im Zeichen sich anbahnender tödlicher Bedrohung, von Mirjam bei ihrem Besuch in Hamburg bekannt gemacht, begannen sich immer mehr Menschen zu interessieren. Ende der neunziger Jahre druckte die Hamburger Schulbehörde sie in einer Broschüre ab. In Yad Vashem, der zentralen Holocaust-Gedenk-

stätte in Jerusalem, bemühte man sich darum, die Antwortbriefe von Mirjam ausfindig zu machen. Die bisher vollständigste Fassung des Briefwechsels wird jetzt in der Gedenk- und Bildungsstätte Israelitische Töchterschule als Teil einer im Sommer 2011 neu gestalteten Dauerausstellung über das jüdische Schulleben in Hamburg gezeigt.

Für das Projekt »Steine des Anstoßes« an ihrer ehemaligen Schule hat Steffi, selbst mehrfache Großmutter, den Kontakt zu der Enkelin ihrer früheren Klassenkameradin Ursel hergestellt. Hannah Schwadron, experimentelle Choreografin in Kalifornien, hat die Briefe zur Grundlage einer Tanz-

performance »Love on Mars« gemacht. Im September 2012 soll sie in Hamburg aufgeführt werden, voraussichtlich in der ehemaligen Turnhalle der Israelitischen Töchterschule, wo jetzt ein jüdisches Kulturhaus entsteht. In der Ida Ehre Schule wird begleitend ein Workshop heutigen Schülern und Lehrern Gelegenheit geben, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen.

Steffi Wittenberg und alle anderen, die in der Gedenk- und Bildungsstätte Israelitische Töchterschule die Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus wachhalten, freuen sich darüber, dass Schüler der Ida Ehre Schule mit ihrem Lehrer Herrn Stobrawe engagiert dazu beigetragen haben, in der Ausstellung den Kontext der Briefe zu veranschaulichen. Den Schrecknissen der »Kristallnacht« kann keine Ausstellungstafel wirklich gerecht werden. Jetzt gibt es eine Hörstation, in der heutige Schüler berichten, wie jüdische Schüler damals – auch Steffi und Lucille Eichengreen, als Cecilie Landau ebenfalls Schülerin der Israelitischen Töchterschule – den Morgen des 10. November 1938 erlebt haben.

Ausstellungsbesucher wissen mit der neuen Hörstation gut etwas anzufangen, auch bereits eine Schulklasse der Ida Ehre Schule. Deren Interesse galt natürlich auch der Frage, wer denn da wohl in wessen Rolle geschlüpft ist. Frühe Wirkung des Projektes »Steine des Anstoßes«? So soll es sein.

Erika Hirsch



Steffi Wittenberg (geb. Hammerschlag) und ihre ehemalige Mitschülerin Lola Ethel Barnett beim Betrachten ihrer alten Poesiealben (2010) (Foto oben)



Steffi Hammerschlag und ihre Cousine Ingrid Brassart, ca. 1932 (2. Reihe von links)



SchülerInnen des Wahlpflicht-Kurses Geschichte Jahrgang 8 bei der Projektarbeit in der Ausstellung Israelitische Töchterschule



Spannende Recherche

Kurzberichte aus dem Wahlpflicht-Kurs Geschichte Jg. 8

Film von Esther Bauer

Esther Bauer war die Tochter des Schulleiters von der Israelitischen Töchterschule. Sie hat unter schrecklichen Bedingungen ihren Lebensmut nicht verloren. Wir haben einen Film von ihr gesehen in der Töchterschule, wo auch eine Ausstellung war.

Jonas, Tijan und Aaron

Briefe nach Polen

Wir hatten die Aufgabe, Briefe zu lesen. Wir betreten den Ort, an dem es aussah wie in einem alten Schulbüro. Es waren sehr viele Briefe, die jeweils maximal zehn Sätze umfassten. Die Briefe handelten von einem Mädchen, Mirjam, das aus Deutschland nach Polen deportiert wurde. Ihre Mitschülerinnen wurden traurig und vermissten sie sehr; in den Briefen schrieb in der Klasse jede, dass sie zu ihr halten würde. Sie erzählten die neuesten Ereignisse, z. B. dass zwei Mädchen aus Deutschland geflohen waren. Die Brieffreundinnen hießen Mirjam, Steffi, Ursel und Renate.

Gülben, Marc, René, Patrick

Die Reichspogromnacht

Wir haben an der Hörstation erfahren, wie mehrere Kinder die Reichspogromnacht erlebt haben. Ein Mädchen wurde von ihren Eltern mitten in der Nacht geweckt, und sie schaute aus dem Fenster und sah, wie alles brannte.

Samira, Michelle

Arbeit mit Schülerinnen und Schülern des Jahrgangs 5

Das Projekt »Steine des Anstoßes« war im Schuljahr 2011 Gegenstand eines Kurses Fördern und Fordern des neuen 5. Jahrgangs. Wir sind der Überzeugung, dass sich bereits die jüngsten Schülerinnen und Schüler mit der Geschichte unserer Schule und des Stadtteils auseinandersetzen können.

Dabei sind u. a. folgende Gesichtspunkte bei der Auseinandersetzung dieser Altersgruppe mit der Shoa zu beachten (vgl. Wiebke Priebe: Der Holocaust als Thema für Kinder? In: Korcak-Bulletin, Jg. 15, Heft 1, Mai 2006): die Auseinandersetzung sollte anhand authentischer Biografien erfolgen; im Mittelpunkt der Betrachtung sollte die Geschichte der Verfolgten stehen; der Weg der Verfolgung der Opfer sollte deutlich gemacht werden; die Lerngruppe sollte die Möglichkeit einer empathischen Identifikation erhalten.

Annäherungen an die Biografie Renate Freimuths

Als exemplarischer Teil der Arbeit mit der Lerngruppe soll hier die Annäherung der Schülerinnen und Schüler an die Biografie der ehemaligen Schülerin Renate Freimuth vorgestellt werden.

Ausgangspunkt war die Begegnung mit dem für Renate Eva Freimuth verlegten Stolperstein vor dem Schulgebäude. Ausgehend von den auf dem Stein enthaltenen Daten erstellte die Lerngruppe eine Zeitleiste zur historischen Einordnung. Anhand der von der Projektgruppe erstellten Biografie erfolgte eine erste Auseinandersetzung mit dem Lebens- und Leidensweg der ehemaligen Schülerin. Die Schülerinnen und Schüler informierten sich über die schrittweise Ausgrenzung der damaligen jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner des Stadtteils und erkundeten die Orte jüdischen Lebens und der Verfolgung in Eimsbüttel. So besuchten sie u. a. den ehemaligen Wohnort Renate Freimuths in der Isestraße, die ehemalige Israelitische Töchterschule und die Talmud Tora Schule. Auf der Grundlage der gewonnenen Eindrücke gestalteten sie dann Plakate mit Bildern zur Biografie Renate Freimuths, die u. a. am 9. November 2011 und am Tag der offenen Tür der Schule ausgestellt wurden. Die Exponate sind nun im Flur des Jahrgangs 5 zu sehen. Des Weiteren bereitete die Schülergruppe gemeinsam mit Schülerinnen und Schülern der Mittelstufe die Gedenkfeier am 9. November 2011 zur Reichspogromnacht 1938 vor.



SchülerInnen von Jahrgang 5 beim Putzen des Stolpersteins von Renate Freimuth



Neubau in der Isestraße, ehem. Wohnhaus von Renate Freimuth

Zeitungsprojekt mit einem Neigungskurs des Jahrgangs 6

Sieben SchülerInnen, die sich nachmittags mit »Jüdischem Leben im Stadtteil – gestern und heute« beschäftigen wollen (Feb. bis Juni 2010) – das sind schon gute Voraussetzungen für ein Gelingen! Ein vorzeigbares Ergebnis sollte am Ende stehen, unsere Idee war es, eine Zeitung zu machen. Jeder würde Artikel schreiben können, andere Schüler könnten es lesen. Die Zeitung würde einen Namen brauchen. Eine »Redaktionskonferenz« entschied sich einstimmig und sehr bestimmt für »Die Zeitung«.

Unsere Erkundungen hatten wir mit dem Stadtplan begonnen. Wo war was? Ist das weit weg von der Ida Ehre Schule? Was heißt das eigentlich, »jüdisches Leben«? Dann sind wir losgegangen, haben das Grindelviertel erkundet, waren im historischen Naturkunderaum der Gedenk- und Bildungsstätte Israelitische Töchterschule, haben Stolpersteine geputzt. Dass die jüdischen Familien, die nicht recht-

zeitig fliehen konnten, aus Hamburg weggebracht und ermordet worden sind, hat die Kinder sehr beschäftigt. Also sind wir noch einmal zum Gebäude der ehemaligen Israelitischen Töchterschule gegangen. Da gibt es die Turnhalle, bei einer Deportation wurde dort das Gepäck gesammelt. Unser Thema an dem Tag war Julchen, ein Mädchen, deren Eltern dort in der Turnhalle ihr Gepäck abgeben mussten, bevor sie nach Minsk verschleppt wurden. Julchens Vater war Lehrer, zuletzt in der Israelitischen Töchterschule. Jüdisches Leben, das gibt es wieder in Hamburg. Also haben wir auch die Talmud Tora Schule besucht, früher die jüdische Jungeschule, jetzt Sitz der heutigen jüdischen Gemeinde. Hier gibt es jetzt wieder eine kleine jüdische Schule. Wir haben uns mit dem Schulleiter getroffen, der geduldig alle Fragen beantwortet hat.

Stoff für die Zeitung gab es genug. Die besonders anschaulichen Texte zum Thema Jüdischsein wurden dann am 9. November vorgelesen.

Ute Wrocklage



SchülerInnen des Zeitungsprojekts Jahrgang 6 bei der Arbeit mit Frau Dr. Hirsch



Getto Shanghai

Der Fluchtweg der Familie Lievendag

Die ehemalige Jahn-Schülerin Steffi Wittenberg war eng befreundet mit Ursel Lievendag, die zusammen mit ihrem jüngeren Bruder Pedro und der ganzen Familie 1941 nach Shanghai emigrieren konnte. Dort blieb die Familie etwa fünf Jahre, ihre Wohnanschrift lautete 818 Tong Shah Road. Dies ist auch

der Titel eines Dokumentarfilms, den Pedro Lievendag zusammen mit seiner Tochter Marlene anlässlich einer »Reise in die Vergangenheit« nach Shanghai drehte. Er fand die Straße und das Haus, wo er seine Kindheit verbrachte, wieder. Der Film liegt uns vor. Von Shanghai emigrierte die Familie in die USA, Pedro ging nach Argentinien.

Die Enkeltochter von Ursel Lievendag, Hannah Schwadron, erarbeitete aus dem Briefwechsel zwischen Steffi Wittenberg, der nach Polen deportierten



Der Fluchtweg der Familie Lievendag über Shanghai in die USA, choreografiert und getanzt von Hannah Schwadron, Kalifornien, der Enkelin Ursel Lievendags (mit freundl. Genehmigung von Hannah Schwadron)

Mitschülerin Mirjam Friedfertig und ihrer Großmutter Ursel ein Tanztheaterstück für ihren Master of Arts in Kalifornien, der Titel lautete »Meine liebe Ursel«. Die Emigrationsgeschichte der Familie nach Shanghai ist Bestandteil des Stücks.

Die Geschichte der Familie Lievendag zeigt, dass das Projekt »Steine des Anstoßes – An- und Innehalten« auch mit der Geschichte der Jewish Refugees in Shanghai verbunden ist.

Inge Mandos

Schüleraustausch mit Shanghai: Das jüdische Getto im Distrikt Hongkou in Shanghai

Das jüdische Getto in Shanghai war eine Art Aufanglager für Juden zur Zeit der Judenverfolgung durch die Nationalsozialisten in Europa. Im Gegensatz zu den meisten anderen Ländern brauchten verfolgte Juden hier kein Visum. Das Getto befand sich in Hongkou, einem der am dichtesten besiedelten und auch ärmsten Bezirke von Shanghai jener Zeit. Das gesamte Getto, das damals insgesamt von ungefähr 35 000 Juden bewohnt wurde, war etwa einen Quadratkilometer groß.

Ab 1937 wurde der Distrikt Hongkou von den Japanern besetzt. Der Aufseher des Gettos war ein japanischer Offizier namens Ghoja. Über ihn erfahren wir mehr bei einem Zeitzeugeninterview.

Ghoja war ein recht kleiner, schwächlicher Mann, der wohl einen »Napoleon-Komplex« hatte und sich

deshalb auch selbst als »König der Juden« bezeichnete. Er hatte die Macht, das Getto zu kontrollieren, und genoss es sehr, diese Macht auch zu zeigen. Das wirkte sich so aus, dass er häufig am Eingang des Gettos stand und die passierenden Juden regelrecht verhörte. Ghoja stellte Fragen, egal welche, z. B. nach den Gründen für den Eintritt ins Getto, aber auch Privates, wie z. B. was die Person zu Abend gegessen hatte und so weiter. Gefiel ihm die Antwort nicht, aus welchen Gründen auch immer, ließ er die Juden entweder nicht durch oder schlug sie einfach.

Laut Aussage des Zeitzeugen hat sich dieses Verhalten von Ghoja auch stark auf die Stimmung unter den Juden ausgewirkt. So wuchs die Aggression immer weiter, bis es irgendwann zur Eskalation kam. Ghoja wurde von drei mutigen Juden verprügelt. Zeitzeugen können selber nicht verstehen, warum er von diesen Menschen nicht umgebracht wurde. Sie berichten von einem unglaublichen Hass auf den japanischen Offizier.

Phyllis Schöttler



Ehemaliges Getto Shanghai

VERANSTALTUNG AM 9. NOVEMBER 2010

Der Kopf soll stolpern und das Herz ergriffen sein.

STEINE DES ANSTOSSES

An- und Innehalten
mit dem Ida Ehre Kulturverein und der Ida Ehre Schule

→ Einweihung eines Stolpersteins für Renate Freimuth
→ Präsentation der Projektergebnisse zum Thema „Jüdische Kinder der Jahnschule in der Zeit des nationalsozialistischen Regimes“ von Schülerinnen und Schülern

DI 09.11.2010 BEGINN: 18.00 UHR
Eintritt frei
Bogenstraße 36-38 · 20146 Hamburg

Der Ida Ehre Kulturverein, der das Projekt in Kooperation mit der Ida Ehre Schule initiiert hat, wurde 2008 von der Körber Stiftung als ein ANSTIFTER in Hamburg ausgewählt. Wir danken der Firma Ludwig + Partner, Hamburg, und der Körber Stiftung für ihre großzügige finanzielle Projekt-Hilfe.

Plakat zur Veranstaltung

Dies ist die mahrende Botschaft der Stolpersteine, der Steine des Anstoßes. Wer sie irgendwo sieht, soll anhalten und innehalten. Unser daraus entstandenes Projekt haben wir der Öffentlichkeit am 9. November 2010 vorgestellt.

In einer feierlichen Gedenkstunde enthüllten die Vertreter des Ida Ehre Kulturvereins vor dem Portal des alten Gebäudes der Ida Ehre Schule in der Bogenstraße 34 einen Stolperschein. Unter großer Anteilnahme von Schülerinnen und Schülern, Eltern, Lehrerinnen und Lehrern sowie den Initiatoren des Ida Ehre Kulturvereins bekundete die Schule ihre Anteilnahme an den Schrecken des Nazi-Regimes und stellte sich auf die Seite derer, die auch heute nicht bereit sind, die damaligen Gräueltaten zu verdrängen.

In zahlreichen Aufführungen von Schülergruppen der Klassen 5–13 wurde anschließend in der Aula der Schule an den NS-Terror erinnert. Angereichert durch Interviews mit betroffenen Menschen, durch Filmdokumente sowie jiddische Lieder und Recherchen über das Schicksal ehemaliger Jahn-Schüler wurden den Besuchern der voll besetzten Aula eindringlich die Unmenschlichkeiten des Nationalsozialismus vor Augen geführt. Die Ver-

anstalter, viele beteiligte SchülerInnen, LehrerInnen, der Ida Ehre Kulturverein sowie die Schule haben einen Abend zusammengestellt, der noch lange nachhallen wird.

Schüler des Jahrgangs 10

Ein neues, ungewohntes Gefühl

Wenn sich junge Menschen mit den Geschehnissen in der Zeit vor und während des Zweiten Weltkriegs beschäftigen, sinkt manchmal das Interesse, denn das Thema Nationalsozialismus wird in der Schulzeit mehrmals durchgenommen und erscheint einem weit weg. Wenn man dann aber hört, wie einem jemand, der in dieser Zeit gelebt hat, von seinen Erinnerungen an die Schulzeit erzählt..., wenn einem erzählt wird, in welchen Gegenden er gelebt hat und was ihm dort widerfahren ist..., wenn man erlebt, wie jemand die Schule beschreibt, auf der man selbst seinen Schulabschluss macht..., dann entsteht ein neues, ungewohntes Gefühl. Diese Zeit erscheint einem plötzlich näher, als einem lieb ist.

Bei der Veranstaltung am 9. November herrschte ebenfalls eine eigenartige Atmosphäre. Der Abend war geprägt von Erinnerungen der ehemaligen jüdischen Schüler, die wir ausfindig machen konnten. Einige von ihnen waren selbst anwesend. Zudem gab es einige musikalische Beiträge von Schülern und Lehrern und kleine Szenen, die die damaligen Verhältnisse, die uns beschrieben wurden, in künst-



Jiddischer Liedbeitrag

lerischer Form wiedergegeben haben. Es wurden Zitate vorgelesen, die Eindrücke der ehemaligen Schüler schilderten, und es wurde ein Film gezeigt, in dem beeindruckende Aufnahmen von Zeitzeugengesprächen und Biografien enthalten waren.

Es ist nicht leicht, eine ruhige und konzentrierte Atmosphäre in der Aula zu schaffen, in der sowohl Schüler und Lehrer als auch Zeitzeugen anwesend sind, doch spätestens bei dem Film waren die meisten von den Erzählungen der Zeitzeugen berührt.

Finja Windhorst

Texte zur Eröffnung der Veranstaltung

Mitteilung des Parteigenossen Fehling, ehemals Turnwart der Jahnschule:

»Die Volksschule in der Bogenstraße 34 wurde Ostern 1934 durch Beschluss des Senats Jahnschule genannt in Erinnerung an einen unserer ersten Vorkämpfer für ein deutsches Volkstum. An dieser Schule sollen schätzungsweise 40 bis 50 Kinder jüdisch sein. Wenn sich auch jede Schule heute noch mit den artfremden Kindern abfinden muss, so müsste dieses jedenfalls bei zwei Schulen unter allen Umständen vermieden werden, nämlich bei der Adolf-Hitler-Schule, wo auch tatsächlich keine Juden aufgenommen wurden, und in der Jahnschule.«

Der 10. November 1938

Uwe Storjohann, Sohn des Korektors an der Jahnschule, damals 13 Jahre alt:

»Ich war in meinem Zimmer, als Vater am frühen Nachmittag von der Jahnschule nach Hause kam. Ich habe genau gehört, was auf dem Korridor gesprochen wurde. Jedes Wort. ›So macht man Deutschlands Namen keine Ehre. Stell dir vor, der Fehling hat die Synagoge in der Rutschbahn angezündet ...‹ Fehling ist Vaters Kollege, Turnlehrer in der Jahnschule. ›Und am Bornplatz in der großen Synagoge haben sie alles kurz und klein gemacht, die Fensterscheiben, den Vorhang, die heilige Lade, Thorarollen und Teppiche.‹ ›Sie‹ – das sind

die Vollzugstruppen des heiligen Volkszorns: SA, SS, politische Leiter, Jahnschullehrer Fehling als Kreisleiter an der Spitze.«
(Quelle: Hauptsache Überleben, S. 51)

Hubert Riemann, ehemaliger Jahn-Schüler, damals 10 Jahre alt, erinnert sich an den 10. November 1938:

»Ich bin am nächsten Morgen hierher gegangen in den Grindelhof, weil es geheißen hatte: ›Die Synagoge brennt.‹ Und tatsächlich, sie brannte, aber sie schwelte eigentlich, qualmte furchtbar. Und hier auf dem Grindelhof, da lagen die Zylinderhüte und die Gebetsmäntel und Gebetsriemen, was fromme Juden so brauchen zum Beten. Das lag hier auf der Straße rum. ... Da waren die größeren Schuljungen dabei, mit den Torarollen und Zylindern auf dem Kopf. Die haben die ganzen Innereien richtig auf die Straße geschmissen. Alles, was da war, damit spielten die Kinder Fußball.«
(Quelle: Werkstatt der Erinnerung)

Schulchronik des stellvertretenden Schulleiters Waage der Jahnschule:

13.2.1939: Der Führer weilt anlässlich des Stapellaufs des Schlachtschiffes »Bismarck« in Hamburg. Die Hauptschule schließt um 11 Uhr. Der 14.2. ist ganz schulfrei.

20.4.1939: In diesem Jahre ist der 20. April anlässlich des 50. Geburtstages des Führers zum Nationalfeiertag erklärt worden und damit schulfrei.

Zum Gedenken an Renate Freimuth

Anlässlich des Novemberpogroms von 1938 gedenken die Schülerinnen und Schüler der Ida Ehre Schule am 9. November 2011 der ehemaligen Jahn-Schülerin Renate Eva Freimuth.

An den Vorbereitungen beteiligt waren u. a. SchülerInnen des Profils Use:ful des Jahrgangs 10 und der Kurs Fördern und Fordern des Jahrgangs 5.

Bereits vor Unterrichtsbeginn hatten alle Schülerinnen und Schüler der Ida Ehre Schule die Möglichkeit, Kerzen und Steine am Stolperstein in der Bogenstraße niederzulegen, der an Renate Freimuth erinnert.

Am Mittag versammelten sich dann zahlreiche Schülerinnen und Schüler zu einer kleinen Gedenk-



Gedenkveranstaltung für Renate Freimuth am 9. November 2011



feier, bei der die SchülerInnen des 10. Jahrgangs die Biografie Renate Freimuths verlasen. Die Veranstaltung endete mit einer Gedenkminute und einem Lied, vorgetragen von der Sängerin und Lehrerin Inge Mandos.

Oliver Thron

Autorenverzeichnis

Luisa Antonia Aissen
 Austauschgruppe Shanghai
 Lucille Eichengreen
 Megan Harding
 Erika Hirsch
 Sven Johnstone
 Manfred Kuhn
 Inge Mandos
 Ailina Salten
 Phyllis Schöttler
 Arian Söhlbrandt
 Peter Spargel
 Oliver Thron
 Janne Tönnies
 H. V.
 Wahlpflicht-Kurs 8: Jonas, Tijan, Aaron, Gülben,
 Marc, René, Patrick, Samira, Michelle
 Wilfried Weinke
 Janek Wiedenhöft
 Finja Windhorst
 Alina Wolkenhauer
 Andrej Zakharikhin

Danksagung

Ohne die Unterstützung vieler Menschen und eines ganzen Netzwerks von Institutionen, die uns bei unseren Recherchen geholfen haben, wäre ein solches Projekt nicht möglich gewesen. Einen Einstieg in unser Vorhaben mit ersten Gesprächen und wert-

vollen Tipps verschaffte uns Frauke Steinhäuser von der Geschichtswerkstatt Eimsbüttel. Silke Salomon von der Galerie Morgenland half uns mit wertvollen Hinweisen, ein zufälliges Treffen mit dem Historiker und Autor Peter Offenborn dort führte uns auf die Spur der Schulpartnerschaft zwischen Hamburg und »Litzmannstadt«. Dr. Linde Apel von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte mit der »Werkstatt der Erinnerung« verhalf uns zu ersten Spuren ehemaliger Jahn-Schüler jüdischer Herkunft, indem sie uns das Interview-Material bereitstellte. Dr. Beate Meyer vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden half uns bei der Suche nach Unterlagen zu Renate Freimuth und beantwortete geduldig alle Fragen zu weiteren Personen. Carola Meinhardt, zuständig für die Besuche jüdischer ehemaliger Hamburger bei der Senatskanzlei Hamburg, stand uns mit Rat und Tat zur Seite.

Valerie Sternl, tätig im Hamburger Schulmuseum, gab uns wertvolle Tipps.

Auch die Gespräche mit Jürgen Sielemann, Hannelore Göttling-Jakoby und Sylvia Steckmest von der Hamburger Gesellschaft für Jüdische Genealogie waren sehr anregend. Der Historiker und Autor Wilfried Weinke unterstützte das Projekt durch Gespräche und einen Beitrag. Besonders wertvoll war die Zusammenarbeit mit der Gedenk- und Bildungsstätte Israelitische Töchtereschule (Hamburger Volkshochschule) und die aktive und kontinuierliche Mitarbeit von deren Leiterin, der Historikerin Dr. Erika Hirsch.

Unser Dank geht auch an Peter Hess (Koordination Stolpersteine Hamburg) und Gunter Demnig.

Inhalt

Vorwort 3

»Steine des Anstoßes – An- und Innehalten« 4

Unsere Suche 6

Wo blieben die jüdischen Schülerinnen und Schüler der Jahnschule? 6
 Karteikarten auf dem Dachboden 8
 Spurensuche im Staatsarchiv 9

Berichte und Biografien 12

Bernt und Solms Coutinho 12
 Die Geschwister Karlsberg 16
 Ursel Lievendag 18
 Hubert Riemann 20
 Ingrid Schummer 22
 Steffi Wittenberg 24
 Günther Neustadt 25

Weitere Zeitzeugen 26

Uwe Storjohann 26
 Peter Spargel 26
 Heinrich Schnur 28
 Peter Jacobsgaard 29
 Klassentreffen der »alten Herren« 30
 Die ehemalige Volksschule Lehmweg 14 31

Ein Stolperstein für Renate Eva Freimuth 32

Leben und Leiden eines Mädchens aus Eppendorf 32

Der Stolperstein wird verlegt 36
 Das Getto Litzmannstadt 37
 Lucille Eichengreen über das Getto Lodz 38
 Eine Schulpartnerschaft der Jahnschule 1943 39

Gegen das Vergessen – ein Projekt für Schülerinnen und Schüler aller Jahrgänge 40

Lucille Eichengreen liest in der Ida Ehre Schule 40
 Treffen mit den Senatsgästen 42
 Spurensuche in der Israelitischen Töchtereschule.
 Steffi Wittenberg und ihre Schulfreundinnen 42
 Kurzberichte aus dem Wahlpflicht-Kurs
 Geschichte des Jahrgangs 8 48
 Arbeit mit SchülerInnen des Jahrgangs 5 48
 Zeitungsprojekt mit einem Neigungskurs
 des Jahrgangs 6 50
 Getto Shanghai. Der Fluchtweg der Familie
 Lievendag 51
 Schüleraustausch mit Shanghai: Das jüdische
 Getto im Distrikt Hongkou in Shanghai 52
 Veranstaltung am 9. November 2010 54
 Zum Gedenken an Renate Freimuth,
 9. November 2011 57

Autorenverzeichnis, Danksagung 58
 Inhalt 59
 Impressum 60



Beate Ludwig (Ludwig & Partner), Helga Wendland,
Hansjürgen Menzel-Prachner, Inge Mandos, Gabriele Woidelko
(Körper-Stiftung) (von links)

Impressum

Herausgegeben von dem Ida Ehre
Kulturverein e. V., Hansjürgen Menzel-Prachner,
und der Ida Ehre Schule, Helga Wendland
Redaktion: Werner Irro, Hamburg
Gestaltung: Matrix Buchkonzepte, Christina Modi
& Maren Orłowski GbR, Hamburg
Druck: reset • Grafische Medien GmbH, Hamburg
© Hamburg 2012